



Egz. archiwalny IBL

10
KONINK
K A E
1000 2000 3000

ÜBER
DIE POETISCHEN SCHRIFTEN
VON
VESPASIAN KOCHOWSKI

INAUGURAL-DISSERTATION
ZUR ERLANGUNG DER DOCTORWÜRDE
VON DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT
DER FRIEDRICH-WILHELMS-UNIVERSITÄT
ZU BERLIN.

GENEHMIGT UND ZUGLEICH MIT DEN THESEN ÖFFENTLICH ZU VERTEIDIGEN

AM 13. JANUAR 1904

VON

ZDZISLAW LEITGEBER

AUS CHOJNICA (POSEN).

OPPONENTEN:

Herr Karl Willigmann, Rechtskandidat.

Herr Hans Rust, Kandidat der Theologie.

Herr Reinhard Grothe, Kand. der Theologie.

INSTYTUT

BADENI ILLUMINACYJNYCH PANI

BIBLIOTEKA

00-330 Warszawa, ul. Nowy Świat 72

Tele. 70-18-11

GEDRUCKT BEI J. LEITGEBER IN POSEN.



6261

Erster Referent:

Herr Prof. Dr. A. Brückner.

Zweiter Referent:

Herr Prof. Dr. W. Schulze.

Die ersten Biographen Kochowskis sind der Warschauer Schriftsteller Sobieszczański und der Krakauer Buchhändler Ambroży Grabowski. Jedoch können die Angaben des einen nicht immer als zuverlässig angesehen werden, so z. B. was den Geburtsort des Dichters und seine Teilnahme am Kriege 1683 anbetrifft — die kurzgefasste Biographie des andern aber enthält nur Allgemeines und ist durchaus nicht erschöpfend, obwohl sie die Grundlage für alle späteren Biographien¹⁾ bildet. Verdienstvoll sind die Arbeiten von Gacki und vor allem die von Rybarski, der zuerst den Namen der ersten Frau des Dichters angegeben hat. Eine bei weitem leichtere Aufgabe als seine Vorgänger hatte Rzażewski, der eine Monographie über Kochowski veröffentlichte, da er nicht nur ihre Abhandlungen benutzen konnte, sondern auch über wichtige Akten verfügte, die sich auf das

¹⁾ Ambroży Grabowski: *Starożytności historyczne polskie*. Krakau, 1840. M. F. Sobieszczański: *Encyklopedia powszechna*. Bd. XIV. Warschau, 1863. Józef Gacki: *Benedyktyński klasztor św. Krzyża na Łysej Górze*. Warschau 1873. Feliks Rybarski: *Przyczynki do życiorysu Wespazjana Kochowskiego i jego rodziny*. Zeitschrift Athenaeum, Bd. IV. Warschau 1897.

Leben Kochowskis beziehen. Er hat jedoch die ihm zu Gebote stehenden Quellen nicht zur Genüge berücksichtigt. So übersieht er es z. B. gänzlich, dass der Dichter zweimal verheiratet war, obwohl er selbst das Dokument citiert, in welchem der Sterbetag der zweiten Gattin Kochowskis angegeben wird. Auch beachtet er nicht eine Stelle in der Psalmodie, wo Kochowski den Tod seiner ersten Frau beklagt. Auf eine unsorgfältige Benutzung der Akten ist es auch zurückzuführen, wenn er dem Dichter aus Versehen einen zweiten Vornamen, Hieronymus, zuschreibt. So heisst nämlich der Sohn Kochowskis. Eine Urkunde, die den Sohn betraf, bezog Rzażewski auf den Vater. Andererseits sucht er Thatsachen, die feststehen und durch eigene Worte des Dichters wohlverbürgt sind, aus unerklärlichen Gründen in Zweifel zu ziehen, so z. B. das Geburtsjahr Kochowskis. Durch all diese unzuverlässigen Angaben verliert Rzażewskis¹⁾ Biographie viel an Wert und hat denselben vollkommen eingebüsst seit dem Erscheinen des „biographischen Studiums“ von Czubek,²⁾ wo bis in alle Einzelheiten das Leben Kochowskis verfolgt und geschildert wird. Czubek hat sein Studium auf Grund von mehr als 200 Akten zusammengestellt. Besonders genau sind die wirtschaftlichen, die finanziellen und die Familien-Verhältnisse Kochowskis gezeichnet. Die Dokumente, welche der Biograph benutzt, setzen sich aus Urkunden der Woiwodschaft Krakau zusammen, aus

¹⁾ Adam Rzażewski: Hieronim Wespazyjan Nieczuja z Kochowa Kochowski. Warschau, 1871.

²⁾ Jan Czubek: Wespazyjan z Kochowa Kochowski. Studium biograficzne. Krakau 1901.

Auszügen aus den Goleniower Kirchenbüchern und aus Handschriften.

Angesichts dieser erschöpfenden Arbeit beschränken wir uns darauf, das Leben des Dichters nur insofern zu skizzieren, als es sich in seinen poetischen Schriften widerspiegelt.

Vespasian Kochowski wurde 1633 im Dorfe Gaj geboren, welches unweit der Łysa Góra und in der Nähe des Städtchens Waśniów lag. Ueber die Kindheit und das Knabenalter Vespasians ist nichts bekannt. Er selbst sagt nur, dass er nicht lernbegierig gewesen sei, er habe aber trotzdem, dank dem Beistande der hl. Jungfrau, seine Schriften veröffentlichen können (Lyrica II. 1).

Eine nur kurze Zeit studierte er in Krakau, wo er die Nowodworskische¹⁾ Schule besuchte.

Der 1648 mit den Kosaken ausgebrochene Krieg rief ihn zu den Waffen. Achtzehn Jahre alt focht er 1651 bei Beresteczko²⁾ an der Seite seines Oheims Olbracht, der in dieser Schlacht fiel. Seitdem behielt er zehn Jahre hindurch (1651—60) das Schwert in der Hand und nahm teil an den Kriegen gegen die Kosaken, Tataren, Schweden und Moskowiter. 1654 focht er in der blutigen Schlacht bei Ochma-

¹⁾ Das heutige Gymnasium der hl. Anna

²⁾ Vespasianus a Kochow Kochowski: Annalium Poloniae ab obitu Vladislai IV. Climacter Primus. Cracoviae MDCLXXXIII, p. 258.

tow. Eine Kugel streifte während der Schlacht das Gewand Kochowskis, ohne ihn jedoch zu verletzen.¹⁾

In demselben Jahre kämpfte er bei Wojnicz,²⁾ wo er dem Hetman Lanckoroński das Leben rettete, hierauf zwei Jahre später mit seinem jüngeren Bruder Seweryn bei Warka, Gnesen, Keyń (Exin) und Warschau.

Auf dieses Jahr bezieht sich das erste Gedicht, in welchem Kochowski über sich selbst spricht. Es betrifft seine Teilnahme an der Schlacht bei Gnesen und seine Verwundung in derselben. Auch in den Epigrammen gedenkt er dieses Vorfalles.³⁾

1657 starb der Bruder des Dichters, Seweryn. Seinem Andenken sind die fünf Klagelieder II. 31—35 geweiht.

Im fünfundzwanzigsten Lebensjahre hat der Dichter zum ersten Male geheiratet. Seine erste Frau war Marie, geb. Misiowska.

Kochowski schweigt über die Zeit seines Aufenthaltes in Gaj. Erst als es 1663 zur Vermögensteilung kam und er seinen Geburtsort verlassen musste, widmete er dem Andenken desselben mehrere Gedichte.

In III. 23 preist er die romantische Lage seines Heimdorfes. Die malerische Umgegend mochte wohl in ihm das poetische Talent entfacht haben. Er fühlte sich an sie gefesselt und klagt, dass er gerade im Frühling von seiner Geburtsstätte sich entfernen müsse. Damit tröstet er sich aber, dass

¹⁾ *Climacter Primus*, p. 457.

²⁾ *Climacter Secundus*, p. 119.

³⁾ *Lyrice* II. 16, *Epigrammata* I. 255.

es ihm vielleicht noch einmal vergönnt sein werde, auf immer nach Gaj zurückzukehren. Diese Hoffnung hat ihn jedoch getäuscht.

Er lebte sich in die neuen Verhältnisse bald ein. Das nächste Städtchen seines neuen Sitzes war das an der Weichsel gelegene Lelów, wo er alljährlich sein Getreide absetzt. Hierüber scherzt er im Epigramm II. 12. Dagegen wird in I. 249 das Lelower Bier erwähnt: abgeklärt schmecke es besser als der Falerner, Massiker und Cäkuber. Eine Reihe von Scherzen betrifft dass unweit von Goleniowy (so heist der neue Sitz Kochowskis) gelegene Krakau.¹⁾

Zu der Zufriedenheit des Dichters mit seinem Beruf gesellte sich sein häusliches Glück. Er hatte eine Frau mit den edelsten Eigenschaften des Herzens. Sie war für ihn „die andere Hälfte seiner Seele und die Krone seines Hauptes.“ So zieht er es denn vor, bei „einem einzigen Groschen“ mit ihr zusammen das Leben zu fristen, als ohne sie ein Besitzer von ausgedehnten Gütern zu sein. Ihr verdankt er, dass er keine Sorgen kennt, Frieden im Hause hat und den Geschäften seines Berufes ungestört nachgehen kann.

In Worten voll Empfindung schildert Kochowski in III. 7 wie er mit seiner Maryna um ein Pfand spielt. Er setzt eine goldene Uhrkette als solches ein — sie ihre eigene Person. Das Glück ist ihm hold und so gewinnt er sie im Spiel. (Vgl. den gefühlvollen Morgengruss im Epigramm I. 79 und die warmen Abschiedsworte in Ode III. 20.)

¹⁾ Epigrammata, I. 98, II. 11.

Die Zufriedenheit wurde durch Krankheiten und Unfälle getrübt. Wir erfahren nämlich in IV. 26 dass Kochowski selbst einmal gefährlich krank war und in II. 17 dankt er der Mutter Gottes für die Genesung seiner Frau. Dem Beistande der hl. Jungfrau schreibt er auch zu (II. 22), dass er beim Baden in der Pilica nicht ertrunken ist, trotzdem er in der grössten Lebensgefahr war.

Ein Licht auf das Privatleben Kochowskis werfen auch solche Oden, wie II. 26, wo er ein Wohnhaus der Obhut der hl. Agatha unterstellt, oder II. 14, wo er Gott um Regen für seinen ausgetrockneten Acker bittet. In IV. 36 erzählt Kochowski, wie er ein neues Wohnhaus erbaut, welches sich zwar mit den Prachtbauten in Escorial nicht messen kann, aber ihn dennoch völlig zufrieden stellt.

Trotz seiner Vorliebe für die ruhige Beschäftigung des Landmannes hielt sich Kochowski von dem politischen Leben nicht fern. So ergriff er 1666 die Waffen zum Schutze Lubomirskis und zur Verteidigung der adligen Freiheiten, die durch den Plan der Königin Luise Marie gefährdet waren, welche danach strebte, einem französischen Prinzen den polnischen Thron noch bei Lebzeiten Johann Kasimirs zu sichern.

1669 nahm er teil an der Königswahl. Ebenso wie Bischof Olszowski wollte auch er die Wahl eines Landmannes durchführen. Olszowski suchte dies mittelst seiner Agitationschrift „Censura candidatorum“ zu erreichen — Kochowski wollte den Adel durch begeisterte Gedichte hinreissen. Sie verfehlten

nicht ihr Ziel. Ein „Piast“, Michael Korybut Wiśniowiecki, wurde auf den Thron erhoben.

Kurz hierauf erhielt Kochowski die Stelle eines Sekretärs in der Kanzlei Olszowskis, gab sie jedoch bald auf und bekam 1671 von Michael Wiśniowiecki ein Amt in den Wieliczka-Salzbergwerken. Hier hatte er den Dichter Johann Gawiński zum Amtsgenossen, mit dem ihn ein inniges Freundschaftsband verknüpfte, wie dies aus den gegenseitigen Gedichten hervorgeht. Die neue Beförderung Kochowskis feierte Gawiński mit drei Epigrammen. Kochowski blieb jedoch auch in Wieliczka nicht lange und legte sein Amt nach zweijähriger Ausübung nieder.

1673 konnte er sich wieder auf sein ruhiges Gut Goleniowy zurückziehen, um nur seiner Muse zu leben und ungestört die Geschichte seiner Zeit zu schreiben. Die Beziehungen¹⁾ zu Gawiński blieben so innig, wie bisher. Gawiński dediciert ihm seine X. Idylle und preist ihn in den Widmungsversen als „grossen Dichter“ und „Zierde des polnischen Parnasses.“ Andererseits zeigt sich auch Kochowski seinem Freunde erkenntlich und versäumt es nicht, so oft er in Krakau ist, ihn in herzlichen Worten um einen Besuch zu bitten. Einen schönen Beweis für die Freundschaft beider Dichter legt auch das Trostgedicht ab, das Gawiński an Kochowski richtete, als ihm seine Frau starb.

Für Kochowski ist der Verlust seiner Frau ein sehr harter Schlag gewesen, wie dies der Psalm XXVIII

¹⁾ Die poetische Korrespondenz beider Dichter hat Dr. W. Sedyński veröffentlicht in *Archiwum do dziejów literatury i oświaty w Polsce*, Krakau, 1882, Bd. II. S. 1—252.

bezeugt. Besonders schmerzlich in seinem Unglück war der Umstand, dass sein einziger Sohn (Hieronymus) beim Tode der Mutter noch ein kleines Kind war.

In dieser trauervollen Zeit widmet sich Kochowski anhaltend der Geschichte und beschäftigt sich mit ihr seitdem ununterbrochen bis an sein Lebensende. Er giebt zunächst den ersten Teil seiner Annalen heraus, der das Ergebnis einer mehrjährigen Arbeit ist und widmet dies Werk dem Könige Sobieski. Dieser erweist sich dankbar und ernennt ihn zum Hofhistoriographen, nachdem er ihm zuvor den Titel eines königlichen Chambellans verliehen hatte. Die Aufmerksamkeit Sobieskis hat der Dichter nähnlich schon früher durch die Veröffentlichung seiner *Lyrice* auf sich gelenkt, die einige Verherrlichungsgedichte auf diesen König enthalten und mit einer Widmungsode an seinen ältesten Sohn, Prinz Jakob, versehen sind.

Es beginnt nun die fruchtbarste Zeit seines literarischen Schaffens. Fast jedes Jahr erscheinen neue Werke und Schriften von ihm, sei es historischen, sei es poetischen, sei es ascetischen Inhalts. Er ist als Dichter und Historiker bereits im Lande rühmlich bekannt und König Johann III. nimmt ihn deshalb 1683 mit sich, damit er den Feldzug gegen die Türken beschreibe.¹⁾ Nach seiner Rückkehr veröffentlichte Kochowski ein Verherrlichungsgedicht auf Sobieski und schilderte in „*Commentarius belli adversus Turcas*“ den Verlauf des Feldzuges. Der

¹⁾ J. Ch. Pasek: *Pamiętniki*.

König blieb ihm den Dank nicht schuldig, indem er ihn mit der ehrenvollen Würde eines Tribuns des Krakauer Landes betraute. Der Dichter überlebte seinen königlichen Gönner, welcher 1696 starb. In demselben Jahre verlor Kochowski seine zweite Gattin. Eine trübe Zeit brach nun für ihn an. Das Interregnum nach dem Tode Johanns III. und die Intriguen, durch welche Prinz Jakob um den Thron gebracht wurde, erfüllten ihn mit Wehmut und Trauer. Zudem fühlt er sich nach dem Ableben seiner Gattin in seinem eigenen Hause vereinsamt und verlassen und bricht deshalb in seiner „Psalmodie“ in bittere Klagen über seinen Zustand aus. Als Greis bedurfte er sorgsamer Pflege, zumal da er in eine damals unheilbare Krankheit verfiel, es gab aber niemanden, der sich seiner annahm.

Er starb am 6. Juni 1700 geehrt als Mensch, bekannt als Historiker, gerühmt als Dichter.

Von seinen poetischen Schriften wurden besonders seine Oden viel gelesen, die zum ersten Male 1674 unter dem Titel „Niepróżnujące próznowanie, albo lyryca polskie“ (Nicht müssiger Müssiggang, oder polnische Lyrica) veröffentlicht wurden. Das Buch erzielte einen so überraschenden Erfolg, dass bereits sieben Jahre später eine neue Ausgabe erscheinen musste.

Ebenso wie Horaz teilt auch Kochowski seine lyrischen Gedichte in vier Bücher Oden und ein

Epodon ein (so bezeichnet er das fünfte Buch). Dieselben sind aber keine Oden im ausschliesslichen Sinne des Wortes, sondern vielmehr eine Sammlung von Gedichten mannigfaltigster Art: es finden sich Elegien und Hymnen, Scherzgedichte und Klagedieder, Satiren und Lobgedichte, Gedichte mit politischer Färbung und solche, welche poetische Momente des Privatlebens oder die Naturschönheiten besingen.

Im ganzen zählt die Sammlung 172 Gedichte, ein jedes Buch enthält nämlich 36 Oden, das Epodon hat deren 26, dazu kommt noch die Widmungsode an Jakob Sobieski und das Schlussgedicht „Konkluzya liryków.“

Die Lyrica des I. und IV. Buches, sowie des Epodons haben vorzugsweise einen historischen und politischen Inhalt, die des II. Buches einen religiösen und im III. sind hauptsächlich Scherzgedichte angebracht. Es wird jedoch an dieser Sonderung nicht streng festgehalten. Didaktische und satirische Oden, Lobgedichte und solche Oden, welche sich auf Kochowski selbst beziehen, kommen in allen Büchern verstreut vor.

In der Proömiumsode verspricht der Dichter dem Prinzen Jakob, dass er ihm später auch sein historisches Werk, an welchem er bereits arbeite, widmen werde. Die Lyrica wären ein geringfügiges Geschenk. Der fürstliche Empfänger möge deshalb nicht auf die Gabe, sondern auf den guten Willen des Gebers achten.

Öfters äussert sich Kochowski geringschätzend über seine Muse. Es veranlasste ihn dazu die Rücksicht auf sein Verhältniss zu Twardowski und Ho-

raz, wie er sich dasselbe vorstellte. Seinem polnischen Vorgänger erkannte er deshalb den Vorrang zu, weil dieser ein episches Talent besass, während dagegen seine eigene Muse vorzugsweise lyrischer Natur war.

Was Horaz anbelangt, so hat dieser nach der Ansicht Kochowskis sich einen so grossen Namen als Lyriker unter den Dichtern aller Zeiten erworben, dass es eine vergebliche Mühe wäre, ihn erreichen, geschweige denn überholen zu wünschen.

Von den polnischen Dichtern, welche lateinisch schrieben, stellt er Sarbiewski und Inez über sich. Unter denjenigen, die sich der polnischen Sprache bedienten, schenkt er in seinen Versen eine besondere Aufmerksamkeit dem Johann Kochanowski.

An und für sich weiss Kochowski jedoch den Wert seiner Dichtungen zu schätzen und bezweifelt sogar in IV. 10 ob jemand im vollen Masse das Preiswürdige an seiner Laute werde zu rühmen wissen.

Die verschiedensten Töne der lyrischen Poesie fanden in seinen Oden ihren Wiederklang. Er selbst hebt in „Konkluzya liryków“ hervor, dass von ihm kein lyrisches Thema unberührt gelassen sei, indem er ja Psalmen und Klagelieder, Marien- und Heiligengedichte, Epitaphe und politische Verherrlichungsoden verfasst und nicht nur Mars, sondern auch Bacchus und Venus gefeiert habe. Seinen idyllischen Gedichten erkennt er den Vorrang zu.

Es hat nach ihm die idyllische Poesie den Zweck, Trost im Leid zu gewähren und in Begleitung des Weinbeckers die Menschen vor Trübsinn zu wahren.

Ein anderes Ziel schwebte der politischen Ode¹⁾ vor. Sie ist die Helferin der Geschichtskunde und dient dazu, heroische Thaten zu feiern und ihnen im unsterblichen Gesange ewigen Ruhm zu sichern. Ein Held oder ein Sieg, welchen sie besingt, wird nie in Vergessenheit geraten, weil sie selbst der Vergänglichkeit nicht anheimfällt.

Trotzdem die politische Poesie und die Geschichtskunde eine ähnliche Aufgabe erfüllen, werden sie im praktischen Leben dennoch verschieden beurteilt. Es sei vorteilhafter ein Dichter, denn ein Historiker zu sein. Der letztere zieht sich nämlich eher Hass zu, als der erstere. Auch verzeihen es die Menschen eher dem Dichter, als dem Historiker, wenn er sie durch Aufdeckung wahrer Thatsachen kränkt und zum Zorn aufreizt.

An Kochowski hat sich das Gegenteil bewahrt. Für sein historisches Werk ist er nicht angefeindet worden, dagegen haben seine Poesien den Tadel kirchlicher Censur erfahren.

Kochowski sehnt sich nach dem Lorbeerkrantz eines Dichters (III. 1). Offen sagt er es in Epodon 6 aus. Die dichterische Thätigkeit nennt er hier eine „Arbeit“, oder wie er sie in „Konkluzya liryków“ näher bezeichnet eine Gedankenarbeit. Jedoch dem widersprechen seine eigene Schriften. Keine ist das Werk einer kalten Überlegung. Besonders dürfen die Lyrica in ihrem überwiegenden Teile als ein Erzeugniss dichterischer Begeisterung angeführt werden.

¹⁾ I. 8.

Die schönsten sind die politischen Oden und die Scherzgedichte. Die beschreibenden zeichnen sich durch Frische und Lebhaftigkeit aus. Sie sind jedoch nur spärlich an Zahl.

Aus der lebensvollen Darstellung in I. 13 und Epodon 7 könnte man schliessen, dass Kochowski selbst ein leidenschaftlicher Jäger war, indessen widersprechen dem seine eigenen Worte in III. 22. Ein beschreibendes Gedicht ist auch II. 10, wenn auch das äussere Motiv der Bibel entnommen wurde. In I. 4 wird der Frühling begrüsst mit leisen Anklängen an Horazische Verse,¹⁾ hat aber im Grunde einen originalen Inhalt und gewinnt an Schönheit dadurch, dass die in ihm geschilderte Natur personifiziert wird. Niemand erkennt auf den ersten Blick, dass in dem Preislied auf das Landleben, I. 5, die Horazische Ode „Beatus ille“ paraphrasiert wird. Prof. Nehring²⁾ hält es für ein eigenes Gedicht Kochowskis und äussert nur den Verdacht, dasselbe könnte vielleicht durch „Żywot wiejski“, ein Gedicht von H. Morsztyn, beeinflusst worden sein.

Dies sind die beiden einzigen Oden, die unverkürzt den Carmina entnommen wurden. Ohne Zweifel hat Kochowski selbst Horaz als sein Vorbild betrachtet. Die äussere Gliederung seiner Ordensammlung weist darauf hin. Öfters überträgt er eine Horazische Redewendung oder Maxime, einzelne Verse oder einen losen Gedanken in seine eigenen Oden. Am häufigsten dient ihm ein poetisches Motiv aus den Carmina als Anlass zu einem selbständigen Ge-

¹⁾ Horaz, Oden I. 4 und IV. 7.

²⁾ W. Nehring: Studya literackie, Posen 1884.

dichte. Auch der Humor in einigen Scherzgedichten Kochowskis erinnert an die heitere Stimmung so mancher Carmina, in den meisten nimmt derselbe jedoch einen eigenartig polnischen Charakter an. Wein und Liebe sind vorzugsweise das Thema dieser mit einem leichten Inhalt ausgestatteten Oden.

Das Trinklied III. 4 fordert zum Geniessen des Lebens auf. Ein Lobgedicht auf die Liebe ist die Ode III. 3. In den Gedichten III. 6, 14, 32 und 33 scherzt Kochowski über diejenigen, welche für unerlaubte Liebeleien mit Krankheit büßen müssen. Ode III. 26 ist ein Spottgedicht auf einen gewissen Stella Kaceni, welcher geheiratet hat, da er es hätte unterlassen sollen. Ein Epithalamium (III. 30) voll Humor weiht der Dichter seinen Landsmann Sambor Mloszowski. In III. 15 wird dagegen erzählt, wie einem bejahrten Liebhaber, der auf seinen Reichtum pochend um die Hand eines jungen Mädchens anhält, sein Versuch misslingt. Die Gedichte III. 13, 21 und 29 führen Wittwen vor, die sich nach jungen Freiern umsehen. In III. 8 wird ein Gastmahl beim Herrn Szemet beschrieben, der anstatt die Eingeladenen, wie sichs schickt, zu bewirten, sie hungern und mit Musik vorlieb nehmen lässt. Wie ein Liebhaber in den Verdacht gerät, ein Dieb zu sein, wird in III. 24 geschildert.¹⁾ Zu den Scherzgedichten zählen noch die Oden III. 5, 9, 10, 11, 16, 25, 26 und zum Teil I. 13 und IV. 31.

Im vollen Gegensatz zu den Scherzgedichten stehen die wenigen ethisch-didaktischen Oden²⁾ be-

¹⁾ Das Motiv zu dieser Ode ist in Hor. III. 16 zu suchen.

²⁾ I. 30, 35, II. 11, IV. 4, 13, 23, 24, 28.

züglich ihres Inhalts und ihres Wertes. Sie sind die schwächsten in der Kochowskischen Lyrik. Der Dichter trägt in ihnen ernste Lehren über das Glück, die Tugend, die Nichtigkeit der irdischen Genüsse und die Unbeständigkeit der Hofgunst vor.

Den moralisierenden Oden sind die religiösen am meisten verwandt. Was den Dichter dazu bewog, sich diesem Gebiete der Lyrik zuzuwenden, erfahren wir in II. 16. Hier erzählt er, dass er zur Zeit des Schwedenkrieges, im Jahre 1656, mit dem polnischen Heere das Lager bei Gnesen bezogen habe. Tags vor der Schlacht, die unweit des Städtchens stattgefunden hat, besuchte er die Kathedrale, in welcher sich ein Wunder ereignet haben sollte. Es ging das Gerücht, dass sich auf einem Altarkrucifixe Blut in den Wunden Christi gezeigt habe. Kochowski betastete mit seiner Rechten das Kreuz, konnte aber zu der Ueberzeugung von der Wahrheit des Vorfalles nicht gelangen. Vielmehr dieselbe bezweifelnd kehrte er in das Lager zurück. Als es dann zur Schlacht kam, wurde er an der rechten Hand zweimal verwundet. Er sieht dies als eine Strafe für seinen Unglauben an und um die verlorene Gnade wiederzugewinnen, gelobt er, mit derselben Rechten, die sich versündigt habe, von nun an Gottes Namen und Thaten zu feiern. Sein Versprechen hat er erfüllt. Das Jahr 1656 ist das Geburtsjahr seiner religiösen Lyrik. Seine frommen Gedichte sind vornehmlich Verherrlichungsoden auf die Heiligen und die Mutter Gottes. Unter ihnen ist der Hymnus auf den hl. Joseph besonders wertvoll, wo Kochowski zeigt, wie das Christuskind sich in der Werkstatt seinem irdi-

schen Vater bei der Arbeit behilflich erweist. Die zärtliche Sprache erinnert an Zaleskis „Heilige Familie.“ Beachtung verdienen auch die „Sieben Busspsalmen“ und die ihnen inhaltlich verwandte Ode II. 13. Sie sind ebenso wirkungsvoll, wie diejenigen von St. H. Lubomirski. Diese wie jene haben in einem reuigen Herzen ihre Quelle. Es tritt jedoch ein wesentlicher Unterschied zwischen ihnen zu Tage: Die Kochowskischen sind inbrünstige Gebete — die Lubomirskischen fromme, gedankenreiche Betrachtungen.

Von einem ebenso innigen Gefühl, wie die Sieben Busspsalmen sind die fünf Klagelieder durchdrungen, in welchen der Dichter den Tod seines Bruders Seweryn beweint. Als Muster mochten ihm wohl die Kochanowskischen „Treny“ gedient haben. Doch er bleibt selbständig.

Mit Unrecht erhebt Rzażewski den Vorwurf, dass die Klagelieder aus der „leeren Sucht“ hervorgegangen seien, „klassische Muster nachzuahmen.“ Die wesentlichsten Punkte in der Rzażewskischen Wertschätzung¹⁾ sind die Hervorhebung der Thatsache, dass die Lyrik Kochowskis grossenteils einen sozialen Charakter habe und der Hinweis darauf, dass bei unserem Dichter das religiöse Gefühl eine wichtige Rolle spiele.

Kochowski war eine tief-religiöse Natur. In seiner Frömmigkeit schätzte er das Irdische mit dem Massstaabe des Ueberirdischen und es verlohnt sich

¹⁾ Adam Rzażewski: Hijeronim Wespazyjan Nieczuja z Kochowa Kochowski. Warschau 1871.

zu verfolgen, wie er von diesem Standpunkte aus die religiösen Gefühle mit den nationalen in Verbindung zu setzen gewusst hat. Es lässt sich in der Gruppe der politischen Oden eine Reihe von solchen aufweisen, die einen religiös-nationalen Charakter haben. Kochowski zeigt in ihnen, wie eng das Verhältnis Gottes zu Polen und Polens zu Gott ist und bekundet mit fester Ueberzeugung seinen Glauben daran, dass Gott über Polen sein ewig wachendes Auge halte und dass ohne sein Vorwissen im Lande nichts vorgehe.

Den unheilvollen Zustand Polens nach dem Tode Wladyslaws (1648) betrachtet er als eine von Gott verhängte Strafe. Den einzigen Trost findet er in dem Gedanken, dass man sich demütig dem Schicksal unterwerfen müsse.

In dieser seinen Ueberzeugung haben die Anforderungen zur Besserung, die er an seine Landsleute ergehen lässt, ihre Quelle. Doch nicht lediglich in der Ermahnung der Zeitgenossen sieht Kochowski ein Mittel zur Entfernung der Missstände, sondern auch im Gebet und frommen Anrufungen. So sucht er bei der göttlichen Vorsehung Schutz und lässt deshalb einige religiös-nationale Oden mit einer flehenden Hinwendung zu Gott schliessen.

Die Ueberzeugung, dass die Feinde Polens zugleich Gottes Feinde sind, giebt ihm Grund zu seiner festen Zuversicht zu Gott. Wie Kochowski sich das gegenseitige Verhältnis denkt, darüber giebt die Ode II. 15. Auskunft: Gott ist Polens Vater, eine Vermittlerin zwischen beiden aber die hl. Jungfrau. Wie es zu geschehen pflegt, dass ein unartiges Kind

durch Fürsprache der Mutter den Vater um Verzeihung bittet, so ist es ratsam, dass Polen in einer ähnlichen Lage Maria um Beistand anrufe. So wird denn in II. 15 durch Vermittlung Marias die Hilfe Gottes gegen die Schweden, in II. 19 und Epodon 3 gegen die Türken angerufen. Auch der hl. Joseph (II. 27) und der hl. Stanislaus Kostka (Epodon 11) werden um ihre Fürsprache angefleht.

Es meint Kochowski, dass es den Polen durch eine besondere Fügung Gottes nicht nur gelingen werde, die Türken zu besiegen, sondern sogar ihres Landes Herr zu werden (IV. 12). Er ist überhaupt überzeugt, dass Gott Polen in einer besonderen Obhut habe. Polen ist das neue Israel. So wird denn Gott im Dankliede für den Sieg bei Chocim auf eine Art und Weise gepriesen, wie Er nur durch David hätte verherrlicht werden können: „Herr, Du hast uns von den Feinden befreit. Du warst mit uns mitten im Schlachtgetümmel. Vor Dir schmolzen die Feinde, wie Wachs zusammen. Du hast die Herzen unserer Krieger begeistert. Mit scharfem Schwert ging ihnen dein Engel voran. Durch ihn fanden die Heiden ihren Untergang.“

Ueber den Sieg freut sich Kochowski nicht allein als Pole, sondern nicht minder als Christ. Er jubelt darüber, dass ein katholischer Geistlicher im erstürmten mohamedanischen Lager die hl. Messe habe lesen können. Ueberhaupt ist Kochowski durch und durch Christ. Er verlangt auch von Polen, dass es sich stets als christlicher Staat bewähre: „Das Kreuz ist deine Rüstung, Polen!“

Der Gedankenfaden, welcher die religiös-nationalen Oden durchzieht, wird vom Dichter in einem seiner späteren Werke, der Psalmodie, wieder aufgenommen.

In der Abhandlung Nehrings über die Kochowskischen Lyrica werden die religiös-nationalen Oden nicht berücksichtigt. Rzażewski hingegen erwähnt zwar in seiner Wertschätzung vorübergehend, dass bei unserem Dichter der religiöse und patriotische Gedanke ein identischer Begriff sei, weist aber nicht nach, wie sich die religiös-nationale Anschauung Kochowskis in den einzelnen Oden offenbart. Auch L. M. Dziama beleuchtet diesen Gegenstand nicht zur Genüge. Seine Abhandlung¹⁾ „Die religiösen Anschauungen W. Kochowskis“ ist eine Charakteristik der frommen und religiösen Oden. Besonders werden diejenigen berücksichtigt, in welchen der Mariakult des Dichters zum Vorschein tritt und ausserdem die ascetischen Gedichte, wo die in letzter Zeit vorgefallenen Wunder und einzelne Heilige besungen werden. Die Abhandlung Nehrings ist eine inhaltliche Uebersicht der Lyrica. Dem inneren Werte nach wird den Scherzgedichten der Vorrang vor den anderen Lyrica eingeräumt, die schwächsten seien die ascetischen Gedichte, in der Mitte zwischen beiden ständen die politischen Oden. Als ein grosser Vorzug der Lyrica wird die Mannigfaltigkeit ihres Inhaltes und ihrer Form angesehen, als ein erheblicher Mangel dagegen der didaktische Ton, in welchen manche verfallen. Es trifft auch Kochowski

¹⁾ L. M. Dziama: Zapamiętania religijne Wespazjana Kochowskiego. Zeitschrift Przegląd Powszechny. IV. Heft. Krakau 1894.

der Tadel, er sei von Twardowski in der Ausdrucksweise abhängig. Der Einfluss Twardowskis offenbare sich am meisten in den panegyrischen und politischen Oden. Kochowski habe von ihm eine Menge wunderlicher Ausdrücke, sowie steifer und konventioneller Vergleiche übernommen.

Dem gegenüber dürfte eingewendet werden, dass solche Ausdrücke, die als übernommene in den Gedichten Kochowskis erscheinen könnten, nicht so sehr auf Twardowski zurückgehen, als sie vielmehr ein stilistisches Gemeingut der damaligen Dichtkunst sind und dass zudem ihre Zahl eine sehr spärliche ist. Das Einzige, was uns in seinen Lyrica an den letzteren erinnern dürfte, sind einige von ihm entlehnte Gedanken und poetische Ausschmückungen.¹⁾ Doch auch dieser geringfügige Umstand ermächtigt uns nicht, Kochowski für abhängig von seinem Vorgänger zu erklären.

Die paränetischen Oden gehen von demselben Motiv aus, wie die religiös-nationalen. Sie ergänzen einander. In jenen will Kochowski durch Anrufung Gottes eine glückliche Zukunft für Polen erleben, in diesen sucht er dasselbe Ziel durch Aufhebung der Missstände im privaten und gesellschaftlichen Leben herbeizuführen. Die Ermahnungsoden haben

¹⁾ In dieser Hinsicht wären zu vergleichen:

Kochowski	Twardowski
Widmungsode an Jakob Sobieski	Dedikation an Wladyslaw IV. (Zbiór różnych rytmów).
Ode I. 33	Zbiór różnych rytmów, IX.
Epodon 20	Przeważna Legacya, Punkt I.
Epodon 23	Szczęśliwa Moskiewska wyprawa, XVI.

entweder einen satirischen Charakter, oder die Form einer flehentlichen Bitte, sehr oft aber sind sie in dem Tone der Entrüstung gehalten. Der Dichter zeigt, welche Übel den Staat zu Grunde richten und fordert seine Landsleute auf, zu den alten Sitten und Tugenden der Väter zurückzukehren.

Eine der Hauptquellen, aus welchen alles Unheil Polens fliesse, sind die Gebrechen des häuslichen Lebens. Verweichlichung herrscht unter den Männern. Sie unterstellen sich ihren Frauen und überlassen ihnen die ganze Wirtschaft und das Schalten und Walten im Hause. Das von Kochowski entrollte Bild von den Frauen seiner Zeit ist nicht in so grellen Farben gemalt wie das Opalińskische, obwohl beide ihnen dasselbe vorhalten.

Sodann verdammt Kochowski die kostspieligen Jagden. Sie ruinieren nämlich viele Adlige materiell. Anstatt dieser Leidenschaft sollte man sich lieber den Wissenschaften hingeben. Doch wer schafft sich in Polen Bücher an? wer gründet Bibliotheken?

Jedoch in einem weit grösserem Masse sind an dem Bankrott der Adligen die luxuriösen Bankette und die üppigen Trinkgelage schuld. Hundert Köche werden beschäftigt. Wer die in der Küche lodern den Feuer und die aus den Schornsteinen emporsteigenden Rauchmassen betrachtet, ist versucht zu glauben, dass er das in Flammen untergehende Troja vor Augen habe.

Zudem benimmt der Luxus den Polen ihren Mut und die altbewährte Tapferkeit. Einen Beweis hierfür findet der Dichter in der Niederlage bei Pilawce, wo die Jugend feigherzig den Kampfplatz ver-

lassen hat. Die Schuld an der Unritterlichkeit der Jugend trägt auch die falsche und verkehrte Erziehung derselben. Man verwöhnt und verzärtelt sie. Der Vater freut sich, wenn sein Sohn vor dem Spiegel sitzt, wenn er gut Viole zu spielen und geschickt zu tanzen versteht! Wie soll es dann dem Jüngling auf dem Kampfplatze behagen?

Der Mangel an Mannhaftigkeit ist allgemein. Verweichlicht, wie die Zeitgenossen sind, geben sie sich selbst für Helden aus. Wenn sie sich beim Becher zusammenfinden, kennt ihre Prahlucht keine Grenzen.

Hiermit geht die militärische Insubordination Hand in Hand. Wie denn in Polen überhaupt jeder seinen eigenen Weg wandelt, auf sein persönliches Interesse bedacht und unbekümmert um das Heil des Ganzen. Polen besitzt in seinen eigenen Unterthanen schlimmere Feinde als in den Tataren. Infolge der Selbstsucht einzelner Adligen kommen sogar die öffentlichen Beratungen nicht zum Abschluss. Mit kleinlichen Angelegenheiten beschäftigt man sich in den Sitzungen anstatt neue Schutzmittel für das Land ausfindig zu machen. Die im Reichstage gehaltenen Reden sind überhaupt nur leeres Geschwätz, das mit Zank und Streit untermischt ist. Schliesslich erhebt sich irgend ein Abgeordnete und legt sein veto ein.

Entrüstet über ein derartiges Verfahren schleudert Kochowski einen furchtbaren Fluch gegen die Schädiger des Gemeinwohls: sie mögen elend umkommen und im Leben keinen Bissen Brot zum Stillen ihres Hungers haben. Im Gegensatz hierzu klingt

in einer Bitte das Gedicht IV. 2 aus, welches Kochowski an die polnischen Mietstruppen richtet, die sich wegen des ihnen unausgezahlten Soldes gegen die Republik aufzuhlenen drohten. Eine Ermahnung enthält auch Epodon 12.

Als Gegenbild zu den paränetischen Oden könnte man die Lobgedichte Kochowskis bezeichnen. In ihnen preist derselbe an einzelnen ihm bekannten oder historisch berühmten Persönlichkeiten manche von denjenigen guten Eigenschaften, Vorzügen und Tugenden, die er in den weiten Kreisen der Gesellschaft vergebens gesucht hat. Es sind dies: Liebe zur Wissenschaft, Frömmigkeit und namentlich persönliche Tapferkeit.

Die Oden auf Czarniecki und Jeremias Wiśniowiecki gehören zur historisch-politischen Lyrik. Dieselbe besteht aus Gelegenheitsgedichten, so z. B. II. 23, wo Kochowski die Grausamkeiten schildert, welche Fürst Rakoczy von Siebenbürgen bei seinem Einbruch in Polen (1657) verübt hat. Das Gedicht I. 17 ist ein den in der Schlacht bei Batoh (1652) Gefallenen geweihtes Epitaph. Dagegen wird in Epodon 19 denjenigen ein Denkmal gesetzt, die bei Chocim (1673) ihren Tod gefunden haben. Die Ode IV. 1 feiert den Sieg des Lubomirski bei Cudnow (1660) über die Russen — Epodon 13 den bei Bodnarow, wo die Tataren (1672) geschlagen wurden. In II. 24 wird der Friede von Oliwa (1660) besungen.

Vier Könige führt uns Kochowski in seinen historisch-politischen Lyrica vor. In nur wenigen Worten gedenkt er Wladyslaws IV. An Johann Kasimir (1648—68) rühmt er seine persönliche Tapferkeit.

Mit Vertrauen blickt er der Regierung König Michaels entgegen. Die von ihm gehegte Hoffnung ging jedoch nicht in Erfüllung. In Sobieski schliesslich hat der Dichter einen König gefunden, wie er ihn wünschte. —

Wenn man die Kochowskische Lyrik seinen übrigen poetischen Schriften gegenüberstellt, so muss man ihr den allerersten Platz einräumen. Zu den schönsten Gedichten gehören die Scherzgedichte, sowie die religiös-nationalen und die Ermahnungsoden. Der allgemeine Vorzug der Lyrica überhaupt — wenige ascetische ausgenommen — ist ihre Frische, ihre Lebhaftigkeit und ihr warmes Gefühl. Der Rhythmus der einzelnen Oden ist harmonisch ihrem Inhalte angepasst. Ihr Reim zeichnet sich durch Glätte aus. Der poetische Stil ragt durch seine Schönheit, seine Einfachheit und Klarheit und durch die Genauigkeit des Ausdrucks hervor.

Der Wortschatz, über welchen der Dichter verfügt, unterscheidet sich nur spärlich von der heutigen, polnischen Umgangssprache. Jedoch sind einige von ihm gebrauchte Ausdrücke gegenwärtig teils veraltet, teils kommen sie nur noch als Provinzialismen vor.

Der Einfluss des Lateinischen auf Kochowski äussert sich in der Anwendung des Genetivs: *pilen hasła, towardszy Kaukazu* u. s. w.

Die Kochowskische Sprache ist vor allem saftig, kernhaft, kraftvoll und energisch. Man könnte unzählige Proben dieser ihren Eigentümlichkeit anführen: *ślawę żelazna matka zrodziła; echo, córka języka; śmierć jarczma małżeńskie rydlem rozwodzi* u. s. w.

Meisterhaft sind Kochowskis Schilderungen. Eine ganz andere Skala von Empfindung liegt in seinen Worten, wenn er die Frauenschönheit preist, eine ganz andere, wenn er im würdigen Ernst ein kampferüstetes Heer heranziehen lässt.

Beschreibung der Frauenschönheit:

Jej piękność czola przeszła anioła
I Helenę w chwale,
Lice bieluśkie, oko czarniуskie,
Usta jak korale.

Schilderung des Anmarsches feindlicher Truppen:

Pelne ich pola i przestronne szlaki,
Zdaleka widać grotу, dzidy, znaki.

Unter den älteren polnischen Dichtern gehört Kochowski zu den allergeschicktesten und allerbesten Darstellern. Seine Bilder sind farbenprächtig und lebend:

Jabłoń w porosłe gałęzi
Sama siebie kryjąc więzi,
Na cytryny, gruszki, wiśnie,
Gęsty przez gwałt liść się ciśnie.

Manchmal genügen dem Dichter einige wenige schlichte Worte, um ein prägnantes, ausdrucksvolles und ergreifendes Bild in der Phantasie des Lesers hervorzurufen:

Kościół się wszystek jedną lampą pali.

Kochowski besitzt im vollen Masse die plastische Veranschaulichungskunst, weil er sich seine Bilder

nicht eigenwillig ersinnt. Er zeichnet so untrüglich wahr die Welt und alles, was in ihr vorgeht, weil er sie kennt und weil er die ihm vertrauten Vorfälle des Lebens getreu nach der Natur schildert.

Ein minderwertiger Dichter würde einen Soldaten, welcher in der Schlacht angesichts des Kanonenfeuers die Augen zudrückt, für einen Feigling erklären. Bei Kochowski hingegen verschliesst ohne Schimpf und Schande selbst der Tapferste das Auge, wenn er sich in einer solchen Lage befindet:

Idzie na ogień, na działa ochoczy
Zmrużywszy oczy.

Seine Epitheta sind keine toten Begriffe: ceglany grób, niezwiędła przyjaźń, krzywa kotwa, popędliwy wiatr, smykłe sanie, nieuchronny los, pieszczona sława u. ähnl.

Mit einer wie grossen Objektivität und ungestörten Ruhe musste Kochowski das Leben und die Wirklichkeit betrachtet haben, wenn er so präzise, so klar, so wahrhaft den jedesmaligen Gegenstand seiner Schilderung darzustellen vermag. Die erhabene Ruhe besitzt er selbst dann, wenn er vom tiefen Schmerz durchdrungen ist. So gelassen tröstet er sich über den Tod seines Bruders:

On rano poszedł, a ja wieczorem.

Sein lyrisches Gefühl fliesst aus dem Innersten seiner Brust. Der Dichter wendet sich nicht lediglich an die Einbildungskraft des Lesers, sondern er redet zum Gemüt desselben.

Als einen kostbaren Schmuck der Odensammlung darf man die Sentenzen und Aussprüche bezeichnen, die in der umfangreichen Erudition Kochowskis ihre Quelle haben.

Inniges, stimmungsvolles Gefühl und die Klarheit und Plastik seines poetischen Stils sind die klangvollsten Saiten seiner melodischen Laute.

Zusammen mit den lyrischen Gedichten wurden zwei Bücher Epigramme (Fraszki) herausgegeben. Gegen sie richtete sich vorzugsweise das scharfe Urteil der kirchlichen Censur, die viele von den Gedichten wegen „allzu freier und ausgelassener Ausdrucksweise“ ausmerzen wollte. Kochowski wider setzte sich aber und leitete einen Prozess dagegen ein. Selbst der päpstliche Nuntius in Warschau wurde in diese Angelegenheit verwickelt. Der Streit endigte jedoch zu Gunsten des Dichters.

Die Epigramme sind am häuslichen Herd im Kreise frohgesinnter Kameraden entstanden. In einer heiteren Stunde verfasst, verraten die Scherzgedichte auch einen heiteren Inhalt. Der Leser wird es auf den ersten Blick merken, sagt Kochowski, dass ihr Autor keine Mühe darauf verwendet habe, sie mit einem „sorgsam ausgewählten“ Stoff auszustatten und in „gesuchte“ Verse einzukleiden.¹⁾ Nicht nach Puder röchen sie, sondern nach dem Weinglase. Übrigens, dass zwischen dem Dichter und dem Liebhaber des

¹⁾ I. 1, 205, II. 340.

Trunkes eine Verwandtschaft wirklich bestehen könne, zeige das Wort *poëta*, sobald man den Buchstaben „e“ auslasse. Er selbst pflege denselben auszuschalten, wenn er sich ans Dichten heranmache.

Seinem Buche empfiehlt er in II. 193 lediglich die Gesellschaft heiterer Leute aufzusuchen.¹⁾ Allen Menschen überhaupt soll es höflich entgegnetreten, um mit niemandem zu verderben und wenn ihr Unwille trotzdem erregt wird, möge es den Namen seines Autors vor den Unzufriedenen geheim halten. Falls die Kritiker ihrem Zorn freie Bahn lassen wollten, mögen sie, meint Kochowski, sich an seinen Versen vergreifen, ihm persönlich aber Ruhe lassen (I. 167). Sie sollten bedenken, dass er bereits soviel und soviel Kreuze auf seinen Schultern trage (II. 211). Auch dürften sie ihn nicht mit den Epigrammatikern der Alten vergleichen, um dann festzustellen, dass er diese nicht erreiche: wer einen guten Koch zu haben wünsche, ihn aber nicht bekomme, müsse mit einem schlechten vorlieb nehmen (II. 191). Doch nicht immer äussert er sich so kleinlich über seine Muse. „Wem meine Gedichte nicht gefallen, wozu liest er sie?“ fragt er in II. 140. Als jemand zu ihm geäussert hatte, ein Nachteil seiner Epigramme, wäre ihre Einfachheit, erteilte er ihm den Rat, sie anders hinzustellen, so würden sie nicht mehr einfach erscheinen:

Mówisz, że wiersz mój prosty, aleć małe dziwy,
Obróć że go na ukos, to tak będzie krzywy.
(I. 56.)

¹⁾ In ähnlicher Tendenz erteilt auch Martialis seinen Büchern Ratschläge, z. B. in I. 70, X. 19, XI. 2.

Einem gewissen Dziani, welcher einmal bemerkt hatte, dass man die Kochowskischen Epigramme überall tadle, entgegnete er: Ich weiss, dass man sie tadelt, aber dadurch übertreffen sie eben die deinigen, die ja nicht einmal getadelt werden können (I. 90). Eine ähnliche Antwort giebt er auch irgend einem anderen Dichter, welcher ihm vorwirft seine Epigramme seien wegen ihrer Kürze nichts wert, indem er ihm ironisch erwidert (I. 258): ich bin ein kleiner Dichter und versuche mich deshalb in kleinen Sachen -- du bist ein Riese und vermagst auch darum Giganten zu zeugen.

Ueber die Kürze der Epigramme spricht sich Kochowski öfters aus. Er hält sie für eine unerlässlich notwendige Eigenschaft desselben. In II. 230 vergleicht er die epigrammatische Gedrängtheit mit Schlüsseln, die verdeckt aufgetragen werden, um Neugierde zu erwecken. Scherzend rühmt er in II. 2 die Kürze deshalb, weil sie jeden zufriedenzustellen wüsste. Seine Gönner fänden nämlich an den Epigrammen auch trotz ihrer Kürze Geschmack, die Unzufriedenen dürften aber beim Lesen der nicht langen Gedichte wenigstens keine Langeweile empfinden.

Die Epigramme sind theils ernste Gedichte, die sich auf das politische und soziale Leben beziehen oder Kochowskis religiöse und ethische Ansichten ausdrücken, theils Scherzgedichte.

Die letzteren enthalten Bemerkungen über verschiedene Berufe und Würden, über sonderliche Gepflogenheiten einzelner Menschen, über ihre physische und geistige Gebrechen, über individuelle Eigentümlichkeiten und über komische Situationen überhaupt.

Auch Wappengedichte, Rätseln und Allusionen, Motive aus der Bibel und Mythologie, verschlagene Fragen und verschmitzte Antworten dienen als Thema.

Eine nicht geringe Reihe der heiteren Epigramme offenbart den Scherz in Anagrammen, Etymologien, Wortteilungen und in Nachweisen von Ähnlichkeit zwischen Ausdrücken aus der polnischen und lateinischen Sprache.

Bei einigen polnischen Wörtern wird die Ähnlichkeit in ihrer Aussprache zum Gegenstand der Belustigung: bankiet, bankret (Bankrott) — pismo, piżmo — dziatki, dziadki — gramatyk, gamratyk (Wollüstling) — dzwon, dzwono (Teil des zerlegten Fisches), dzwona (Radfelge) — kacierz (Ketzer), kacierz (Fischnetz) — proces, procesya — królik, kleryk. In I. 335 zeigt Kochowski wie zahllose Variationen der Vorname Jan aufweise und in I. 156 macht er sich über die Deminutiva von Jan und Stanisław (Jachnik, Staszek) lustig, indem er analog die verkleinerte Form des Vornamens Adam konstruiert: Adamaszek.

Auf einem Wortspiel beruhen auch einige Epigramme, die gewisse Individua betreffen. Uebersaus häufig sind die Anspielungen auf Personennamen, wie Szcześny Raduński, Baranowski, Rupefort Skalska, Odrzywolska, Koziarowski, Kozłowski u. s. w.

Bisweilen bilden Stellen aus dem alten und neuen Testament, Sentenzen und Sätze aus lateinischen Werken einen Ausgangspunkt für die Scherzgedichte. So wird der Dichter durch den Vers von Ovidius: „Saepe pater dixit, studium quid inutile tentas?“ dazu verleitet, seine eigene Muse zu tadeln:

Z wierszów jakom doświadczył, mam pożytek słaby,
 A chłopy we wirsze lowią i sowy i żaby.
 (I. 370)

Von den biblischen Motiven gehen die meisten auf das Alte Testament zurück. Verhältnismässig spärlich sind solche Epigramme, die aus der griechischen Sage und Geschichte geschöpft sind. In den wenigen, die sich in der Sammlung vorfinden, wird über die Götter der Alten und die Wunderthaten ihrer Helden gescherzt.

Öfters äussert sich der Scherz in naiven Fragen und Antworten: Warum zeigt sich Herr Semproni bei Trinkgelagen so bereitwillig im Darbringen von Toasten auf die Gesundheit anderer? Weil die Toaste ihm zum Trinken Gelegenheit geben (I. 115). Wer ist schneller, die Zeit oder die Sonne? Die Zeit, denn sie bleibt niemals stehen, hingegen ist die Sonne einmal stehen geblieben. (I. 21). Manchmal stellt der Dichter unbeantwortete Fragen hin, z. B. II. 232: Stanek ist nie unter Pilgern gewesen und spricht trotzdem keine Wahrheit. Wer hat ihm denn das Lügen beigebracht? —

Die Frauen erscheinen in den Epigrammen in einem sehr ungünstigen Lichte. Jedes ihrer Worte sei flüchtig wie Wind, Rauch, Nebel oder Wasser. Die Wahrhaftigkeit ihrer Tugenden wird angezweifelt. Selbst den Thränen eines Weibes dürfe man nicht trauen. Sie sind nur so viel wert, wie das Gebet eines Bauern in der Schenke und sie trocknen sehr schnell: bei der Jungfrau am Hochzeitstage, bei der Witwe am Sarge ihres frisch verstorbenen Mannes. Unaufrichtig seien auch alle weibliche Liebesbezeu-

gungen, die zärtlichen Küsse und Umarmungen und dieselben genügten deshalb nicht, um zu beweisen, dass irgend ein Eheverhältnis ein glückliches sei.

Manchmal erscheint aber auch der Mann in einem nicht vorteilhafteren Lichte. Der Scherz besteht zumeist in einem Missverständnis, einem Vergleich, einer spöttischen Bemerkung und Allusion.

Die an Jungfrauen gerichteten Epigramme schließen gewöhnlich mit einer Mahnung. Kochowski rät ihnen das Haus zu hüten, denn auf dem Markte und im Bazar, oder auf dem Spaziergange könnten sie von dem städtischen Wachposten überfallen werden und bei dieser Gelegenheit nicht nur den Mantel, sondern auch die Tugend verlieren. Der Bräutigam aber werde schon den Weg zu ihnen finden, wenn sie nur schön sind. — Gern verweilt Kochowski in der Gesellschaft junger Damen. Ein Gastmahl ohne dieselben sieht er nicht als Gastmahl an. Ein gewisses „Ännchen“ tötet ihn, indem es ihn meidet. Als eine Tantalusqual sei es zu bezeichnen, wenn man ein schönes Mädchen im Tanze sehe und selbst mit ihm nicht tanzen könne. Dagegen findet er an Witwen kein Gefallen und vergleicht sie mit einem Bache, in dem schon ein anderer ertrunken sei. Besonders spottet er über ältere Witwen und überhaupt über bejahrte Männer und Frauen, die auf ihre alten Tage noch heiraten.

Die in den Epigrammen vorgeführten Frauen verraten alle einen und denselben Typus: sie sind sämtlich energisch, herrschsüchtig und dem Manne gegenüber rücksichtslos¹⁾

¹⁾ I. 116, 208, 220, II. 111.

Stellt man den Frauen die Männer gegenüber, so muss man diesen den Vorzug zuerkennen.

Das Hauptgebrechen, welches den Männern vorgehalten wird, ist die Liebe zum Trunke. Drei Typen von Trinkern werden vorgeführt: es sind dies Becherfreunde, die im Rausch prahlerische Reden führen, solche die in diesem Zustande zu weinen pflegen und schliesslich die Gastgeber selbst, welche vom Weine bewältigt, sich aus der Mitte der Gäste entfernen, unbekümmert darum, was diese dann anfangen (II. 80, 108, 135).

Von den intellektuellen und geistigen Mängeln wird über Unbesonnenheit, Selbstlob, Klügelei (I. 177), über unnützes Drohen (II. 278) und Stubenhockerei gescherzt.

Epigramme, welche physische Gebrechen betreffen, haben namentlich Belebtheit (I. 89, II. 136, 219), allzu hohen Wuchs (I. 349), Kahlheit und Hässlichkeit zu ihrem Thema. Vor allem sind die Kahlköpfe der Gegenstand der Belustigung. Zu diesen Gedichten gehören auch die beiden, in welchen der Taubstumme und der Lahme über einander scherzen (I. 151, 152). Allusionen auf Krankheiten bilden den Inhalt der übrigen in dieser Gruppe, z. B.: Es ist nichts Merkwürdiges, dass der Arzt Noel (ein Franzose) die französische Krankheit zu heilen verstehe; er und die Krankheit sind Landsleute (I. 76).

Die Epigramme über die Ärzte haben keinen für sie schmeichelhaften Inhalt. Es sind dies spöttische Gedichte, in denen das Misstrauen der Heilkunst gegenüber zum Ausdruck gebracht wird. Die Ärzte erscheinen als Todfeinde der Menschheit. Der ein-

zige Trost bestehe darin, dass die Menschen im Jenseits wenigstens von Ärzten und Juristen verschont sein werden: nach dem Himmel werden nämlich weder die ersten, noch die letzteren kommen.

Was Kochowski in seinen Epigrammen über die Juristen sagt, darf nicht ausschliesslich auf die gerichtlichen Verhältnisse in Polen bezogen werden. Dass jedoch Bestechlichkeit und Unehrlichkeit tatsächlich bestanden, bezeugen die Opalińskischen Satiren und die Klagen Kochowskis in seiner Psalmodie und seinen Lyrica.

Epigramme auf Theologen, als Vertreter des dritten geistigen Berufes, wenden sich nicht so sehr gegen den ganzen geistlichen Stand, als gegen einzelne Mitglieder desselben.

Von den Gelehrten sind es namentlich die Astrologen, über welche spöttisch gescherzt wird.

Die anderen Berufe werden durch Kaufleute, Schankwirte, Kirchendiener, Turmwächter, Barbieri und Mietsoldaten repräsentiert.

In einer Reihe von Epigrammen werden die eigentümlichen Gebrechen und sonderbaren Angewohnheiten einzelner Nationen oder Provinzen gekennzeichnet. So erscheinen dem Dichter bereits die alttestamentlichen Juden als offenkundige Betrüger. (I. 155). Auch die Griechen werden als ein unwahrhaftes Volk charakterisiert. (I. 166, II. 14). An den Tscherkessen wird bewundert, dass sie sich der Pelze bedienen, nicht nur um sich vor Kälte, sondern auch, um sich vor Wärme zu schützen. (I. 210). Den Russen und Serben wird ihre Naivetät vorgeworfen, den Polen ihre Trunksucht. (I. 169). Von den Vertretern

der einzelnen Landesteile Polens werden insbesondere Masuren und Litauer vorgeführt. Die letzteren erscheinen als schlichte und fern von jeder Verschlagenheit stehende Menschen, ja sie sehen nicht einmal das, was klar zu Tage liegt. Als die hauptsächlichste Charaktereigenschaft des Masuren gilt seine Verschmitztheit (I. 229). Der grösste Tadel der ihn trifft, ist, dass er zwar stundenlang zanken kann, aber ungern dreinschlägt.

Zu den heitersten Scherzgedichten zählen die Grabschriften, deren es ungefähr vierzig giebt. Sie beschliessen das zweite Buch der Epigrammata, einige finden sich aber auch im ersten. Auch von Johann Gawiński ist uns in seinem handschriftlichen Nachlass eine Anzahl von Epitaphen¹⁾ erhalten. Sie können aber, was den Humor anbelangt, sich mit den Kochowskischen nicht vergleichen. Man vermisst unter den letzteren fast ganz Gedichte, die sich auf Tiere bezögen nach Art der „Nagrobki zbieranej drużyńy“ von Szymon Szymonowic. Eine Ausnahme bildet nur I. 22 Nagrobek koniowi j. m. p. Mikołaja Raszkowskiego.

Die Kochowskischen Grabschriften betreffen das Familienleben, die Eigenheiten der Stände und Berufe, physische und gesellschaftliche Gebrechen, Aberglauben, Zufälle, historische Personen und Ereignisse und einige dem Dichter bekannte oder näher stehende Zeitgenossen. Besonders äussert sich der Scherz

¹⁾ Dr. Sedyński hat sie veröffentlicht in *Archiwum do dziejów literatury i oświaty w Polsce*. Bd. II Krakau 1882. Unter diese Gawińskich Grabschriften haben sich jedoch zwei Epigramme von Szymonowic verirrt (nagrobek sroki, nagrobek komorka.)

in Versen, welche das Andenken verstorbener Handwerker, Beamten und der Vertreter der verschiedensten Berufe feiern.

Hervorzuheben ist noch das Epigramm auf einen Fuhrmann (II. 360), einen Salzbergwerkbeamten (II. 371) und eine Wirtschaftlerin (II. 373). — Familienangehörige (Stiefmutter, Oheim und Tochter) werden in II. 358, 369 und 370 mit Epitaphen versehen, die Frau des Löt in II. 355 und 356, Ovidius und Macchiavelli in I. 331 und 377. Zuletzt legt der Dichter noch den Zoilus in die Gruft nieder und setzt seine eigenen Epigramme bei: er meint, es wäre besser, dass er diese in den Sarg hineinthue, als dass sie ihn bestatteten.

Die Grabschriften, welche Kochowski einzelnen, dem Namen nach erwähnten Personen geweiht hat, sind z. T. heiter (II. 26, 256, 271) z. T. ernst (II. 368, 378). Schön ist das dem Dichter Twardowski gesetzte Epitaph. Von den polnischen Feldherrn wird der Hetman Kalinowski im Epigramm I. 195 verherrlicht, welches zu den wenigen epigrammatischen Lobgedichten mit historisch-politischem Inhalt gehört. Gewöhnlich wird nämlich in den historisch-politischen Epigrammen über klägliche und schimpfliche Ereignisse in Polen und über die Feinde des Landes gespottet, z. B. in I. 95 über Fürst Rakoczy von Siebenbürgen. Weshalb flieht der Fürst so schnell aus Polen? Er will feststellen, wie weit es nach Siebenbürgen bei beschleunigter Fahrt sei? — Gegen die Flüchtlinge von Pilawce ist die stichelnde Bemerkung gerichtet: wenn man diese Deserteure betrachtet, so überzeugt man sich, dass so mancher von

ihnen, der für einen Betthüter galt, zum Gegenteil hiervon geworden ist (I. 274). Einen von ihnen, der sich durch Bediente tragen lässt, fragt der Dichter: Du bist podagrakrank? Dem widersprechen Pilawce! — Auf die Niederlage bei Batoh bezieht sich das Gedicht II. 216: Man nannte Attila die Geißel Gottes, für uns war Chmiel (Chmielnicki) eine solche Geißel, als er uns bei Batoh auspeitschte (batog, Peitsche). — Den Kosakenhetman nennt Kochowski durchweg Chmiel (Hopfen). In I. 39 scherzt er: Alexander dem Großen hat die Welt sich unterworfen, dieser selbst erlag dem Wein, aber bei uns fürchtet sich der Hopfen weder vor Alexander noch vor Wein.

Kochowski tritt überhaupt in vielen Epigrammen als Beobachter, Richter und Beurteiler der staatlichen Gebrechen auf und geißelt in scharfen Worten die Fehler, Versäumnisse, Vergehen und Laster der Gesellschaft und des privaten Lebens. Als die Quelle aller sittlichen und sozialen Uebelstände und als Verursacher alles aus demselben hervorgehenden Elends erscheint ihm der Hochmut. Gegen drei Arten von Hochmut wendet er sich in erster Linie: gegen den Luxus, gegen aristokratischen Stolz und gegen das Prahlen der Adligen mit angeblicher Altertümlichkeit ihres Wappens.

Andererseits bekämpft er den Geiz. Nicht minder ist er über die Schmarotzer entrüstet. Er vergleicht sie mit Hunden, die achtgeben und wittern, wie und wo sie etwas erbeuten könnten (I. 51, 212).

Ebenso wie in den Lyrica, klagt er auch in den Epigrammen über üppige Gelage, namentlich sei Kujawien durch dieselben berüchtigt, wo der Tod die

Menschen beim Becher und im Tanze zu ereilen pflege (II. 169). Als ein weit verbreiteter Krebschaden werden insbesondere die Ehescheidungen erwähnt (teraźniejsze zagęszczone rozwojy).

Mit trüben Worten schildert Kochowski die Mängel der staatlichen Institutionen und des öffentlichen Lebens. Voll Verachtung drückt er sich über das Heer aus und stellt die militärische Tüchtigkeit der Schweden vorwurfsvoll den Polen vor die Augen, indem er auf Krakau hinweist. Solange Wirtz mit seinen Schweden in Krakau stand, war es eine starke Festung, heute dagegen, da sie sich in der Hand der Polen befindet, ist sie einem furchtsamen Hirsch zu vergleichen.

Die Verweichlichung greift so um sich, dass die Polen sich sogar vor kaltem Wasser scheuen. Trägheit und Mangel an Opferwilligkeit gesellt sich noch hinzu. Ja, um keine Kriegsdienste leisten zu brauchen, mache man sich hierzu unfähig durch körperliche Verstümmelungen, indem man absichtlich die Hand im Feuer verbrenne. Zieht aber jemand in den Kampf, so benimmt er sich feigherzig. Wohl giebt es Helden, aber nicht im Gefechte, Helden, die selbst ihre persönliche Tapferkeit preisen und sie bis in den Himmel erheben.

Die Epigramme Kochowskis sind teils Erzeugnisse seiner eigenen Muse, teils hat er in ihnen die landläufigen Anekdoten und Geschichten wiedergegeben, teils den Inhalt von anderen Autoren übernommen oder ein fremdes Motiv entlehnt, um dann etwas ganz Eigenartiges zu schaffen. Er selbst verhehlt

es nicht, dass er dieses und jenes von Martialis habe, anderes von Owen und wieder anderes von Ines und Sannazarius. Trotzdem hebt er hervor, derjenige würde ihm Unrecht thun, der ihn mit der Horazischen Krähe vergliche. Wollte man über ihn ein Verdammungsurteil fällen, so müsste man auch gegen viele andere Schriftsteller ebenso scharf verfahren. Es gäbe nämlich keinen, der von seinen Vorgängern unabhängig wäre. Bei Virgil verspüre man den Einfluss von Ennius und Homer, Horaz habe in Pindar sein Muster gehabt, Cicero würde nicht so berühmt geworden sein, wenn er an den Demosthenischen Reden sich nicht geschult hätte und „Ars amandi“ von Ovidius wäre ohne griechische Vorbilder undenkbar. Unter den polnischen Dichtern habe es sogar Kochanowski, obwohl er ihr Fürst sei, nicht verschmäht in seinem „Schachspiel“ den Vida nachzuahmen. Verboten dürfe man den Schriftstellern nicht, gegenseitig auf einander einzuwirken.

Zudem betont Kochowski, dass er an den Werken seiner Vorgänger kein Plagiat begehe, so dass ihn niemand von ihnen wegen Diebstahl gerichtlich belangen könnte.

Mit Bedienten am glänzenden Hofe vergleicht er seine Epigramme. Wie jene, trotzdem sie aus allen möglichen Gegenden hergekommen sind, dennoch einem einzigen Herrn angehören und dies äusserlich verraten, insofern sie alle in einer und derselben Tracht gehen — so zeigen auch seine Epigramme, von wem sonst sie übernommen sein mögen, dass sie ihm als Autor einzig und allein angehören, weil er sie ebenfalls mit einem eigenen Kleide aus-

gestattet habe, dem einheitlichen sprachlichen Gewande, das sie tragen.

Entlehnungen aus Martialis:

Kochowski I. 53, Martialis I. 47; K. I. 200 veranlasst durch analoge Epigramme bei Martialis I. 2, 117, IV. 72; K. I. 204, M. X. 62; K. I. 208, M. X. 69; K. I. 235, M. X. 32; K. I. 291, M. XII. 54; K. I. 302, M. VI. 53; K. II. 40, hierin wurde das Martialische Epigramm XII. 23 verwertet; K. II. 161, M. VI. 12; K. II. 195, M. XIV. 195.

Owen:

K. I. 8, O. IV. 174; K. I. 19, O. I. 96; K. I. 20, O. II. 53; K. I. 21, O. VIII. 28; K. I. 34, O. I. 17; K. I. 35, O. II. 88; K. I. 36, O. IV. 46; K. I. 70, O. IV. 145; K. I. 71, O. V. 111; K. I. 75, O. I. 106, K. I. 77, O. IX. 61; K. I. 102, O. III. 125; K. I. 280, O. II. 140; K. I. 346 und II. 367 veranlasst durch O. II. 78; K. I. 350, O. III. 31; K. I. 402 und II. 268 Motiv aus O. VI. 56; K. II. 56 und 57, Quelle O. V. 87; K. II. 59, O. VII. 80; K. II. 60, O. III. 193; K. II. 111, O. I. 149; K. II. 183, O. II. 182; K. II. 264, O. III. 54.

Ines, Sannazarius, Sarbievius:

K. I. 154, In. I. 13; K. I. 251, In. I. 188; K. II. 55, In. II. 5; K. I. 125, Sannazarius II. 6; K. I. 190, Sarbievius Epigrammatum Liber Unus, 69.

Das einzige Gedicht, welches der Dichter von Kochanowski selbst übernommen hat, ist I. 116, Do Stryja.

Die Entlehnungen aus den Werken der lateinischen Dichter sind grösstenteils Übersetzungen oder Umarbeitungen ihrer Epigramme. Dass Kochowski die Kunst besass, das Original ebenso humorvoll wiederzugeben, mochte er dasselbe wortgetreu übertragen, erweitert oder gekürzt haben, bezeugen viele Beispiele. Man vergleiche u. a. K. II. 159, M. VI. 12; K. I. 20, O. II. 53. Sehr oft wird das lateinische Epigramm viel scherzhafter im Polnischen wiedergegeben:

Owen.

Ecce tibi nulli superant in vertice crines,
 Nullus in infida stat tibi fronte pilus.
 Omnibus amissis a tergo et fronte capillis
 Quid tibi iam restat perdere Calve? caput.

Kochowski.

Kazal cyrulikowi lysz golić głowę;
 Balwierz rzekł: nie poradzę, lecz kata przyzowę.

Selbst den Epigrammen des Martialis thut Kochowski keinen Abbruch, wenn er sie verändert:

Martialis.

Crine ruber, niger ore, brevis pede, lumine laesus,
 Rem magnam praestas, Zoile, si bonus es.

Kochowski.

W oczu zez, na głowie szafran, lysz, kuternoga,
 Jeżeli w nim krszyna cnoty, cud to jest od Boga.

Unzweifelhaft ist Kochowski einer der bedeutendsten polnischen Epigrammatiker. Er selbst war sich dessen bewusst. Die Sammlung seiner Epigramme nennt er einen Garten mit wohlriechenden Blumen, nach denen man über den Zaun gern seine Hand strecke, um sie zu pflücken.

Den Kochanowskischen gegenübergestellt sind die Epigramme unseres Dichters viel beweglicher, leichter und gewandter. Ihre Anmut beruht auf der Mannigfaltigkeit ihres Inhalts. Mit Recht konnte er sie aus diesem Grunde mit einem Kranze vergleichen, der aus den verschiedensten Blumen zusammengeflochten sei.

Nach 1674 betrat Kochowski nicht mehr das Gebiet der weltlichen Lyrik, sondern weihte seine Feder ausschliesslich der religiösen und epischen Poesie. Eine Ausnahme bilden etwa nur: die Übersetzung eines Epigramms von Martial, eine Satire auf französische Moden in Polen, ein politisches Gedicht aus dem Jahre 1696 und eins auf Agnes Ma-chówna.

Das erste epische Gedicht „Kamień Świadectwa“ (Der Stein des Zeugnisses) erschien 1668 und wurde durch das dem Kronmarschall und Hetman Georg Lubomirski zugefügte Unrecht hervorgerufen. Die Königin Luise Marie hatte sich am Kronmarschall gerächt, weil er der von ihr und Ludwig XIV. betriebenen Königswahl sich widersetzt hatte.

Der Dichter nimmt für Lubomirski Partei. Vor der ganzen Welt möchte er sich über die Unthat des Hofes beklagen. Voll Abscheu wirft er Ludwig vor, dass er den Tod des polnischen Königs nicht abwarten könne und macht ihn darauf aufmerksam, dass er Polen unnötig zum Spielball seiner Politik machen wolle. Die Polen werden es nämlich verstehen, ihm seine „heissen“ Absichten „abzukühlen“. Der Dichter weiss auch, dass Frankreich aus Hass gegen den Kaiser mit Luise Marie unterhandle. Gott hält jedoch sein wachsames Auge über Oesterreich und Polen.

Den Franzosen wird der Rat erteilt, sich nicht so eifrig um den polnischen Thron zu bewerben. Heinrich Valois habe es in Polen nicht gefallen. Er ergriff die Flucht und liess Land und Krone im Stich. Dieses warnende Beispiel sollte sie doch von ihren Gelüsten abschrecken.

Weil der Dichter jedoch sieht, wie hartnäckig die Franzosen ihren Plan betreiben, kann er sich dies nicht anders erklären, als dass die Hölle selbst im Bunde mit ihnen stehe. Er beschreibt deshalb eine Sitzung in der Hölle, an welcher berüchtigte Staatsmänner, u. a. Machiavelli, Kallimach, Mazarin und Richelieu teilnehmen. Es ist dies eine unwillkürliche Reminiscenz aus Tassos „Befreitem Jerusalem.“ Bei Tasso rotten sich die Höllengeister zusammen, als sie die christlichen Krieger vor den Mauern Jerusalems erblicken und auf Geheiss ihres Beherrschers verlassen sie ihren unterirdischen Aufenthaltsort, um den Kreuzfahrern entgegenzutreten. In „Kamień Świadectwa“ vereinigen sie sich mit den

Franzosen gegen Polen und beschliessen dem Prinzen das „nördliche“ Reich zu unterwerfen.

Indem der Dichter Polen mit den Worten Richelieu's charakterisiert, zählt er alle inneren Schäden der Republik auf. Er tadelt die Sitzungen des Reichstages, die auf eiteln Reden beruhen und zu keinem Ziele führen. Den Polen wird vorgeworfen, dass sie nur von Tag zu Tag leben, aber sich um die Zukunft nicht bekümmern, dass sie hochmütig sind und dass sie den äusseren Feind feigherzig im eigenen Lande erwarten, anstatt ihm ausserhalb ihrer Grenzen entgegentreten. Vor allem kennzeichnet er zutreffend die goldene Freiheit, indem er sie mit einem „zügellosten Ross“ vergleicht, das ins Verderben rennt.

Kallimach zählt die Mittel auf, die man ergreifen müsse. Einst hat er in Polen gelebt. Er kennt genau Land und Leute und schöpft aus persönlicher Erfahrung die Ratschläge, die er erteilen will. In den schwärzesten Farben stellt er die polnische Regierung und die polnischen Gesetze dar. Die Gewalt triumphiert in Polen über die Gerechtigkeit. Niemand ist seiner Habe sicher. Den Waisen darf man straflos Unrecht thun. Die Kronschatzmeister reissen die Einkünfte des Staates an sich. Den Mächtigen ist alles erlaubt. Das Gesetz lässt sich wie ein zartes Spinnengewebe zunichte machen.

Die Mittel, welche Kallimach anempfiehlt, sollen innere Unruhen im Lande hervorrufen, damit Frankreich im trüben Wasser bequem fischen könnte. —

Lubomirski war nicht der einzige Widersacher der Königin. Der ganze klein- und grosspolnische

Adel war darüber entrüstet, dass der gallische „Hahn“ im fremden Hause wirtschaftete. Nur die Litauer hielten zum Hofe. Zu dem unzufriedenen Adel gesellte sich das Heer, das vergebens auf die Auszahlung seines Soldes wartete.

Der Hof hielt Lubomirski für den Verursacher der allgemeinen Gährung. So wurde er denn durch ein illegal zusammenberufenes Gericht wegen angeblicher, unerwiesener Verbrechen gegen den Thron und die Republik zum Tode verurteilt, mit Verlust der Ehre und aller Würden.

Vergebens ruft der Dichter: „Halt, ihr Richter, nicht über Clodius richtet ihr, erkaufte Zeugen. Läppisch sind eure Beweise. Gegen einen Unschuldigen haben sich die Feinde zusammengerottet...“

Schön charakterisiert er in Strophe XIX – XXIII den Kronmarschall, indem er die Rede anführt, welche derselbe im Senate gehalten hat. Wahrscheinlich ist die Senatsrede von 1663 gemeint, in welcher derselbe eine allgemeine Konföderation des Adels gegen die Willkür des Hofes und der von ihm gebildeten französischen Partei verlangt, was zwei Jahre später wirklich geschehen ist. Lubomirski erscheint hier als ein Mann mit nachahmenswerten bürgerlichen Tugenden, ein Mann, der nicht imstande ist, sich um irgend etwas in der Welt gegen die Landesgesetze zu vergehen. Die von alters her üblichen Freiheiten wird er aus allen Kräften schützen, auch wenn der ganze Erdball zusammenstürzen sollte. —

Zur Verteidigung des Kronmarschalls und der Landesgesetze ergriff der Adel die Waffen. Er vereinte sich mit dem Heere. Lubomirski wurde zum

Anführer gemacht. Es entbrannte der Bürgerkrieg. Der König unterlag.

Dem Gedichte „Kamień Świadectwa“ gereicht es zum Lobe, dass Kochowski die Unschuld seines Helden und das Verfahren des Hofes darstellend, die weitgehendste Objektivität an den Tag zu legen verstanden und durch kein einziges Wörtchen die Gegenpartei verletzt hat, sogar die Königin nicht, welche die einzige Ursache aller inneren Wirren und des Bürgerkrieges war. Das Gedicht ist in einem begeisterten Tone geschrieben und zeugt davon, dass der Verfasser den Repräsentanten der Nation im Kampfe gegen die Politik Ludwigs XIV. und Luisens Marie nicht nur geschätzt und geehrt hat, sondern ihm auch liebevoll zugeneigt war.

Mit keinem Wort wird in „Kamień Świadectwa“ Johann Sobieski erwähnt, der an diesen Kämpfen teilgenommen hat. Er war es, der an der Spitze eines kleinen Soldatenhaufens die Ukraine vor dem Islam beschützte und verteidigte und nur kraft seines Feldherrntalents in den Kämpfen mit dem bei weitem mächtigeren Feinde stets als Sieger hervorging. Volle Dankbarkeit aber und unvergesslichen Ruhm hat er sich bei den Zeitgenossen und der Nachwelt durch den siegreichen Feldzug vom Jahre 1683 erworben.

Es giebt seitdem in der polnischen Litteratur fast keinen Dichter, der nicht einige Verse wenigstens dem Lobe Sobieskis gewidmet hätte. Schon

von den Zeitgenossen ist sein Feldzug in zahlreichen Werken verherrlicht worden. Die königlichen Hofleute Dyakowski und Rubinkowski haben ihn in Prosa beschrieben, Chróściński, Kaliński, Kwiatkiewicz, Niewieski, Ustrzycki in grösseren Gedichten.

Selbst im Auslande hat Sobieski unter den Zeitgenossen lebhaftere Bewunderer seiner Thaten gefunden. Es zeugen hiervon u. a. die historischen Werke von Coyer, Daleyrac, Dupont und die Oden des Florentiner Dichters Vincenzo da Filicaia.

Unter den polnischen Schriften mochte Johann III. wohl „Dzieło Boskie“ (Werk Gottes oder die Gesänge vom befreiten Wien) am meisten gefallen haben, da es in enthusiastischer Hingabe geschrieben und voll Begeisterung für den König ist. Das Gedicht beginnt mit einigen, an den Prinzen Alexander, den zweiten Sohn Sobieskis, gerichteten Strophen.

Es würde vielleicht zutreffender gewesen sein, das „Werk Gottes“ dem Prinzen Jakob zu widmen, der das polnische Heer während des Feldzuges in Österreich und Ungarn begleitete und persönlicher Zeuge der Schlacht bei Wien und bei Parkany war und sich die volle Zufriedenheit des Vaters erwarb, welcher in seinen aus dem Lager an die Königin geschriebenen Briefen stets im lobenden Sinne von ihm spricht und die rühmenden Worte beifügt, dass er „brave au dernier point“ sei. Doch, da Kochowski bereits seine Lyrica dem Prinzen Jakob dediciert hatte, so sah er sich jetzt bewogen, mit seiner neuen Schrift Alexander zu beschenken und er durfte dies nicht ohne Begründung thun, weil das Regiment des Prinzen Alexander an dem Feldzuge teilgenom-

men und sogar die Kämpfe der Polen vor Wien eröffnet hatte.

An dies Ereignis anknüpfend rühmt Kochowski den Prinzen, dass sein blosser Name Schrecken in der Schlacht erzeuge, er erzählt ihm von den grossen Thaten des Achilles, des Hannibal und seines eigenen Vaters und äussert den Wunsch, der Prinz möchte diese Helden sich zum Vorbild nehmen. Er möchte in ihm künftighin einen ebenso gefürchteten Bekämpfer des Islam sehen, wie Johann III. Wie gross würde seine Freude sein, wenn Alexander dem Christentum das goldene Zeitalter wieder herbeiführte. In der Hoffnung, dass ihm dies auch wirklich gelingen werde, schreibt der Dichter für ihn sein „heroisches“ Gedicht.

Das „Werk Gottes“ ist in Ottaverimen geschrieben, die der Dichter von Tasso übernommen hat. Auch hinsichtlich der inneren Komposition sollte es vom „Befreiten Jerusalem“ nicht abweichen.

Wie bei Tasso die Hölle im Bunde mit den Mohamedanern steht, so vereint sie sich auch hier mit den Türken. Dass der äussere Charakter beider Gedichte ein ähnlicher sein musste, geht aus ähnlichen geschichtlichen Vorfällen hervor. Auch Kochowski hatte einen „Gottfried“ zu besingen. Es war dies Johann III.

Seinen Plan, ein Epos vom grösseren Umfange zu schreiben, konnte Kochowski nicht ausführen: Die Polen haben sich nach der Schlacht bei Wien und Parkany am Kriege nicht weiter beteiligt. Sobieski hatte anfangs vor, die Türken bis zur völligen Vernichtung ihrer Macht zu bekämpfen. Er hatte

sich sogar in dem mit dem Kaiser abgeschlossenen Vertrage hierzu verpflichtet. Aber die Abneigung der polnischen Soldaten gegen die Fortsetzung des Krieges im fremden Lande und die minder drohende Gefahr seitens der Türken, nachdem sie zweimal eine Niederlage erlitten hatten, veranlasste den König zur Rückkehr nach Polen.

Die ersten vier Strophen des Gedichtes sind eine Anrufung der hl. Maria. Gott versagt den Christen seinen Schutz und seine Gnade nicht. Doch die Hölle bleibt auch nicht müßig. Es regen sich alle Höllengeister, die Megären, die Eumeniden und die wütende Erynis. Tisiphone giebt dem Sultan den Rat das Serail zu verlassen, einen Feldzug zu unternehmen und die Welt mit dem Ruhm seines Namens zu erfüllen. Der Sultan befolgt den Rat, sammelt seine Streitkräfte, fordert den Tatarenchan und seine Vasallen auf, ihm Hilfe zu leisten und trifft Vorkehrungen zum Kriege. Auch die Ungarn, von Tököly gegen den Kaiser aufgewiegelt, werden ihn unterstützen.

Indessen versäumt es der Kaiser nicht, an seine Verteidigung zu denken. Zuerst wendet er sich in einem inbrünstigen Gebet zu Gott: er bittet, der Herr möchte den römischen Thron beschützen und nicht zulassen, dass der Türke die Bekenner des rechten Glaubens ausrotte und die christlichen Kirchen beschimpfe.

Hierauf fordert er die Kurfürsten auf, ihn zu unterstützen. Auf seinen Ruf eilen ihm der bayrische und sächsische Kurfürst und die schwäbischen und bayrischen Kreistruppen zu Hilfe. Alle diese

Streitkräfte sind jedoch zu gering, um einen so mächtigen Feind wie die Türken zurückzudrängen. Der Kaiser möchte deshalb die befreundeten Völker zu einem Bündnis gegen die Ungläubigen bewegen. Denn allen sind dieselben im gleichen Masse furchtbar. Nach dem Untergange des Kaiserreiches werden auch andere Staaten untergehen. Aber es zeigt sich weder der Spanier zur Hilfsesendung anheischig, noch das entlegene England, noch das gegenüber fremder Bedrängnis gleichgiltige Frankreich, noch Russland und Dänemark und das weit entfernte Schweden.

Nur die Polen allein sind bereit den Kampf gegen den Halbmond aufzunehmen. Bekannt durch die Siege Sobieskis in den von ihnen geführten Glaubenskriegen, werden sie imstande sein, dem Türken die von ihm gemachte Beute wieder zu entreissen und das Christentum aus dem Staub der Erniedrigung wieder emporzuheben. An ihrer Spitze steht ja der siegreiche Johann III., der sich bei Chocim (1673) und Żurawno (1676) ewigen Ruhm erworben hat und der, wie die Türken befürchten, ihrer Macht den letzten Stoss geben wird.

Leopold schiekt also seine Gesandte nach Polen. Diese gewinnen ohne Schwierigkeit für die allgemeine Sache den König.

Inzwischen erschienen die Türken in der Nähe von Wien. Der Kaiser sah sich genötigt, die Stadt zu verlassen. Es begann die Belagerung. Durch Briefe des Herzogs Karl von Lothringen, des Kaisers und Papstes zu eiliger Hilfeleistung aufgefordert, ordnete Sobieski ohne Verzug den Ausmarsch seiner polnischen Truppen an, ohne erst die Ankunft der

Litauer abzuwarten. Am 15. August, dem Tage der Himmelfahrt Mariae brach Sobieski mit dem Prinzen Jakob auf, nachdem er seine Streitmacht unter die Obhut der hl. Mutter Gottes gestellt hatte. Die Königin begleitete ihren Gemahl bis Tarnowitz, dem ersten Städtchen an der schlesischen Grenze.

Es versäumt Kochowski nicht, seiner Freude darüber Ausdruck zu geben, dass Johann III. vor seinem Auszuge das Kloster in Czenstochau besucht hat. Kurz wird sein Aufenthalt in Krakau und die Visitation der Kirchen vor dem Ausmarsch beschrieben, was W. Pol in seiner „Wiener Rhapsodie“ so ausführlich schildert. Ebenso kurz gedenkt Kochowski des Durchzugs durch Schlesien. Dagegen giebt ihm die Ankunft der Polen an der Donau Veranlassung, eine schöne, romantische Episode in das Gedicht einzuflechten. Wie bei Kaliński, die Donau als Gott personifiziert dem Könige entgengtritt und ihn begrüsst, so bewillkommen ihn hier die Nymphen. Die schönste von ihnen preist Johann dafür, dass er nach dem Vorgange Gottfrieds und Barbarossas das Kreuz beschütze.

Das Heer setzt über die Donau und vereinigt sich bei Tuln mit den deutschen Kontingenten. Die von der Siegeszuversicht beseelten Truppen werden mit Bienen verglichen, die am heissen Julitage schattige Bäume umschwärmen.

Nach zwei Tagen erreicht das Heer den Kahlenberg, von wo man das belagerte Wien und das türkische von unzähligen, bunten Zelten schimmernde Lager überblicken kann. Obgleich die Soldaten infolge der ungewöhnlichen Strapazen des Marsches

müde sind, so bleiben sie dennoch die ganze Nacht hindurch wach, weil ein Angriff seitens der Türken befürchtet wird. Sobieski begiebt sich zur Ruhe. Der Dichter möchte wissen, was für Gedanken Johann III. in der Nacht vor dem Tage seines grössten Ruhmes beseelten?

Am 12. September kam es bei Tagesanbruch zu den ersten Scharmützeln. Sodann begann die Armee vom Kahlenberge in die Ebene zwischen der Stadt und dem Türkenlager hinabzusteigen. Das Terrain bereitete ihr grosse Schwierigkeiten. Einige Abteilungen „blieben in den Weinbergen hängen“, andere mussten durch „unbequeme Schluchten marschieren.“ Um 2 Uhr nachmittags entspann sich ein hitziger Kampf. Der Dichter hebt hervor, dass sich die polnischen Husaren ausgezeichnet und „mit ihren Lanzen den Feind in Verwirrung gebracht haben.“ Der Grosswesir hat keine Aussicht die Schlacht zu gewinnen und wird Wien aufgeben müssen. Es vergleicht ihn der Dichter mit einem Wolf, der ein Schaf gestohlen hat und mit seiner Beute zu entkommen sucht, aber die wachsamen Hunde werden ihm dieselbe abwendig machen und den Wolf wird der Raub das Leben kosten.

Gegen Abend war das türkische Lager in der Gewalt der Sieger. Der Feind ergriff die Flucht. Kaum gelang es dem Grosswesir das eigene Leben zu retten, ihm, der „über drei Weltheile gebietet“, der „vor kurzem den Christen noch so furchtbar war, der die Erde durchwühlte und die festen Mauern Wiens zu sprengen suchte.“ Den Sieg schreibt der Dichter der Demut der Christen zu.

Die Flucht war so hastig, dass der Grosswesir die Janitscharen in den Laufgräben zurückliess. Ungeheure Schätze fielen den Siegern als Beute zu, „kostbare Kleinodien, wertvolle Pelze, Geld in Gold und Silber, gestickte Zelte“ und vor allem die grüne Fahne des Propheten, die Sobieski dem hl. Vater schenkte.

Es wird der Eindruck beschrieben, welchen die Siegesnachricht in Rom gemacht hat.

Inzwischen kehrte der Kaiser nach Wien zurück und begab sich in das Lager bei Ebersdorf. Hier fand seine Zusammenkunft mit Sobieski statt. Nach Kochowski begrüßen beide Monarchen einander aufs herzlichste. Sie umarmen sich. Darauf dankt der Kaiser dem Könige für den davongetragenen Sieg und dafür, dass er „seine Gesundheit und sein Leben für Österreich und zum Heile der ganzen Menschheit aufs Spiel gesetzt habe,“ und verspricht ihm, „ewig dankbar zu sein“. Sobieski erwidert, der Sieg sei Gott und dem Glück des Kaisers zuzuschreiben und erklärt sich bereit, den Feind auch fürderhin zu bekämpfen. Mit einem warmen Händedruck scheiden die Fürsten von einander. Der Jubel der verbündeten Truppen über dies Zusammentreffen giebt sich auch in unaufhörlichen Geschützzessalven kund. Die Natur selbst nimmt an dem ungewöhnlichen Ereignis teil.

In allen Schriften Kochowskis spiegelt sich sein religiöses Gemüt wieder. Es zeugen hiervon seine Annalen, seine Lyrica, ja sogar seine Epigramme,

die er „Ad maiorem Dei gloriam“ geschrieben hat. Auch in den beiden epischen Gedichten kommt dies zum Vorschein, so z. B. wenn er in „Kamień Świądectwa“ den Bürgerkrieg vom Jahre 1666 beklagt, weil Brüder eines Glaubens in demselben einander feindlich entgegentraten, oder wenn er in „Dzielo Boskie“ seiner Freude darüber Ausdruck giebt, dass Sobieski vor Beginn des Feldzugs sich nach Czenstochau begab, um den Segen der hl. Mutter Gottes zu erflehen.

Der Dichter war überhaupt ein eifriger Verehrer Marias und diesem Umstande verdanken wir das Entstehen zweier religiöser Schriften „des Rosenkranzes“ und des „Jungfräulichen Gartens“.

Der Rosenkranz (Różaniec Najświętszej Panny Maryi) wird durch eine Widmung eingeleitet. Der Verfasser hegt die Hoffnung, die hl. Jungfrau werde sein bescheidenes Geschenk nicht von sich stossen, da Christus ja einen Becher Wasser, der ihm von der Samaritanerin dargereicht wurde, nicht verschmäht habe. Die Dichtung zerfällt in drei Abschnitte: den freudenreichen Teil, in welchem die Geburt Christi, den schmerzlichen, in welchem sein Leiden und den glorreichen, in welchem die Auferstehung des Heilandes besungen wird.

Freudenreicher Teil: Der Dichter fordert die Erde und den Himmel auf, seine Freude darüber kund zu thun, dass das Wort Gottes Fleisch geworden ist. Die durch Adam verlorene Gnade wurde uns durch Marias Verdienst wieder zuteil (I). Hierauf wird in Kürze ihr Besuch bei der hl. Elisabeth geschildert (II). Die nächsten Verse sind der Ver-

herrlichung der Geburt Christi geweiht (III). Die beiden folgenden Geheimnisse betreffen die Verfolgung des Herodes, die Flucht nach Ägypten und das Wiederfinden des Jesuskindes im Tempel.

Schmerzhafter Teil: Die Prophezeiung Simeons soll in Erfüllung gehen. Doch zuvor verwandelt der Herr das Brot in seinen hl. Leib und den Wein in sein hl. Blut.

Glorreicher Teil: Christus steht von den Toten auf (I). Vierzig Tage weilt er hienieden und kehrt dann zum himmlischen Vater zurück (II). Auf die von ihm verlassenen Apostel schickt er den hl. Geist herab (III). Auch Maria wird in den Himmel aufgenommen (IV, V). Zum Schluss giebt der Dichter noch seiner Zuversicht Ausdruck, die hl. Jungfrau werde ihm die Gnade der Reue in der Stunde des Todes erwirken.

Der „Rosenkranz“ hat nur einen frommen Zweck, trotzdem ist er durchaus nicht ohne poetischen Reiz. Als besonders schön ist diejenige Stelle hervorzuheben, wo die Geburt Christi besungen wird. Vor allem aber verdient unsere Bewunderung die schlichte und einfache Sprache, die sich durch ihre Gewandtheit, ihre Reinheit und ihren gewählten Ausdruck auszeichnet.

Wenn der „Rosenkranz“ hauptsächlich nur in seinem freudenreichen Teile Maria verherrlicht, so ist der „Jungfräuliche Garten“ ausschliesslich ihrem Lobe geweiht. Diese Schrift besteht aus 16 Büchern zweizeiliger Epigramme, von denen jedes Maria preist.

Der Dichter besingt sie in polnischen Versen, weil sie die Königin von Polen sei und dem Volke ihren Schutz nie versage. Trotzdem er sich mit aufrichtigem Herzen an das Werk wendet, sieht er eine schwere Aufgabe vor sich. Denn alle Wohlthaten und Gnadenbezeugungen Marias hervorheben zu wollen, hiesse den Sand am Meerestgestade und die Sterne am Himmel zählen. Er hofft aber, dass die hl. Jungfrau die Klänge seiner ländlichen Laute nicht verschmähen werde.

Es wird zunächst Marias Reinheit und Demut verherrlicht (I). Im Anschluss an die Worte des Erzengels Gabriel „Gegrüsst seist du Maria, du bist voll der Gnade, der Herr ist mit dir, gebenedeit bist du unter den Weibern“, stellt sie der Dichter Eva gegenüber. Die hl. Jungfrau habe die Sünde Evas ausgemerzt (II). Unerschöpflich sei die Barmherzigkeit Marias und ihr Mitleid mit dem menschlichen Elend. Trotzdem sie sich am Anblick des ewigen Gottes erfreue, verschmähe sie es nicht, auch auf die Menschen gnädig herabzuschauen (III). Es folgt die Schilderung der Herrlichkeit Marias (IV—VI). Viele Vergleiche aus dem alten Testament werden zu ihrer Verherrlichung herangezogen. Sie erscheint siegreich wie Judith, tapfer wie Debora, geschäftig wie Ruth, schön wie Hester (VII). Sie wird dann als Mutter des Herrn gepriesen (VIII). Zahlreich sind diejenigen Epigramme, in welchen im Einklange mit den Worten der hl. Schrift „eine Stadt ist erbaut im Gefilde und sie ist erfüllt mit allem Guten“ Maria als die Feste und die Burg des Herrn gefeiert wird (IX—XVI). Die Lobsprüche wiederholen sich bis-

weilen. Viele von ihnen sind nicht ohne poetische Anmut, namentlich im IX. Buche, das auch in einem zarten und schönen Abschlussgedicht ausklingt.

1681 erschien der „Leidende Christus“ (Chrystus Cierpiący). Seinem Gesange lässt der Dichter die Aufforderung seiner Laute vorausgehen, in wehmütigen Klängen das Leiden Christi zu besingen. Er bittet der hl. Geist möchte ihm beistehen, damit er würdevoll seine Klagen vortragen könnte. Wegen unserer Sünden habe sich der Heiland kreuzigen lassen, es gebühre uns deshalb, Reue zu empfinden und sein Verdienst zu erwägen. Besonders hätten die Polen Ursache hierzu, angesichts der Gefahr, die ihnen seitens der Ungläubigen drohe.

In fünfzehn Liedern schildert Kochowski das Leiden des Herrn, anfangend mit dem hl. Abendmahl. - Lieder sind es, nicht Gesänge, nicht allein wegen ihrer Kürze, sondern vornehmlich wegen des lyrischen Tones, der in ihnen vorherrscht.

Öfters wendet er sich gegen die Häretiker, die die Worte des Heilands anders zu deuten wagen. Der Dichter wundert sich dann, dass Judas, der Verräter, so ruhig am Tische sitze, wie wenn er nichts Böses vorhätte und das Lied klingt in Klagen über das Los der hl. Mutter Gottes aus, welche wird zuschauen müssen, wie der Heiland ans Kreuz geschlagen wird.

Das nächste Lied stellt Christus dar, wie er auf dem Ölberge betet. Es folgt im IV. und V. Liede

die Schilderung des Verhörs vor Annas und Kaiphas. Pilatus will Christus freilassen. Die Menge widersetzt sich. Er lässt ihn schlagen, um Mitleid in seinen Feinden zu erwecken.

Ausführlich sind sämtliche Beschreibungen der Leiden Christi. Der Dichter will durch Aufzählung sämtlicher Erniedrigungen, Verhöhnungen und Unbilden, die der Erlöser erduldet hat, sein Verdienst um die Menschheit hervorheben.

Die Leiden Christi werden getreu nach dem Neuen Testament wiedererzählt mit hauptsächlicher Benutzung des St. Johannes- und Lucas-Evangeliums. Die Schilderung wird öfters durch Selbstanklagen Kochowskis unterbrochen, der durch seine Sünden Jesum mehr als die Juden beleidigt zu haben glaubt. Häufig sind auch die Anrufe an die hl. Jungfrau, deren Herz durch all die Leiden Christi so oft und so schwer getroffen wurde. Die Dichtung ist in einem sehr lebhaften Tone geschrieben. In jedem Vers offenbart sich das tiefe, religiöse Gemüt des Verfassers. Es fallen auf die vielen Vergleiche aus dem Alten Testament und der römischen Geschichte. Wie gewandt der Dichter den Reim handzuhaben verstand, zeigt sich vielleicht hier im grösseren Masse, als in seinen übrigen Schriften.

Während diese Schriften einen ascetischen Zweck haben, ist Kochowskis „Psalmodie,“ welche er erst einige Jahre vor seinem Tode vollendet hat, ein rein poetisches Werk.

Der erhabene Ton der Psalmodie, die tief religiöse Stimmung derselben und ihre würdevolle Sprache erinnern an Davids Psalmen. Ebenso wie David schöpft auch Kochowski in seiner Frömmigkeit, seiner Demut und seiner Ergebung an Gott, die dichterische Kraft, um ein majestätisches Bild von Jehovahs Allmacht zu entrollen, von seiner Fürsorge, seiner Gerechtigkeit und Güte, seinem furchtbaren Zorn und seinem Wirken und Walten im Weltall.

Gott wohnt im unnahbaren Licht und erfüllt jeglichen Raum nach innen und nach aussen. Die Erde ist von ihm den Menschen zuliebe erschaffen worden. Wer unternähme es, seine Wohlthaten aufzuzählen? Nichts geschieht ohne sein Vorwissen. Furchtbar ist Er, wenn Er über Böse und Ungerechte zu Gerichte sitzt, oder wenn Er als blutiger, mordender Schlachtengott dem von ihm beschützten Volke vorangeht und mit des Donners Pfeilen den Feind bändigt. Der Erdkreis erzittert, wenn Er dahinschreitet. Er selbst entreisst den Feinden ihre Schwerter aus der Hand und sie ergreifen im wilden Schrecken die Flucht.

Doch Kochowski führt auch Gott als einen ausschliesslich christlichen vor, der ungetrennt vom hl. Sohne und hl. Geiste ist. So tritt er als christlicher Psalmist auf. Er ist es auch, wenn er seine Landsleute auffordert, die mit Kreuzzeichen versehenen Fahnen zu ergreifen und den Ungläubigen entgegenzutreten, oder wenn er über den Sieg dieser und die Schändung der Kirchen klagt und in wehmütige Worte ausbricht, dass die Türken in dem

eingenommenen Kamieniec den Halbmond auf den Gotteshäusern aufgepflanzt, den hl. Leib Christi von den Altären entfernt und die Kreuze mit Füßen getreten haben.

Die Türken sieht er überhaupt nicht als Landesfeind an, sondern als den Feind der ganzen Christenheit und ruft deshalb alle christlichen Völker zum Kampfe auf. Der Wunsch wird 1683 verwirklicht. Wie gross ist nun seine Freude, da er die „Brüder“ eines Glaubens unter einer Fahne vereint sieht. Aber auch damals haben sich nicht alle am Kampfe beteiligt. Trotzdem hegt er die Hoffnung, dass das Reich der Ungläubigen zu Ende doch noch zerfallen werde. Er glaubt Polen würde dies hl. Werk vollführen, weil er überzeugt ist, dass Polen das neue Israel sei und dass zwischen ihm und dem Herrn ein inniges Bündnis bestehe und er weisst es an der Hand der Geschichte nach:

Gott ist der König von Polen, das er auf Erden durch seine Vertreter verwalten lässt. Die Polen wissen, dass sie in Ihm ihren guten König und Vater besitzen.

So spricht Gott: „Ich bin der Herr über meinem Erbe und wie die Einfachheit des menschlichen Herzens, hab ich auch die Ebenen der sarmatischen Gefilde seit langem liebgewonnen.“ So spricht Polen: „Der Herr ist mein Wohlthäter, mein Hort und Beschützer.“

Meistens sind die Polen sich ihres Verhältnisses zu Gott bewusst. Sie vergessen nicht, dass allein dem Herrn und der Annahme des Christentums die Entstehung des Reiches zu verdanken ist. Wenn sie

daher in den Kampf ziehen, so singen sie ein heiliges Lied: „Bogu Rodzica.“ Während des Lesens des Evangeliums in der hl. Messe pflegen sie den Griff ihres Schwertes anzufassen zum Zeichen, dass sie bereit sind für den Glauben zu sterben. Um sich Gott gefällig zu erweisen, taufen sie die heidnischen Litauer.

Hierfür werden sie belohnt: sie überwinden ihre Feinde. Die Segnungen der göttlichen Vorsehung geniessen sie jedoch nicht ausschliesslich um ihrer Frömmigkeit willen. Manchmal ist ihr blosses Unglück Ursache, dass Gott mit ihnen Mitleid empfindet und das Horn des Glückes über sie ausschüttet.

Handgreiflich ist das Walten Gottes. Trotzdem entartet Polen im 17. Jahrhundert. Die alten Tugenden geraten in Vergessenheit. Um das öffentliche Wohl kümmert man sich nicht. Nach einem kriegstüchtigen Manne sich umzuschauen, wäre verlorene Müh. Man denkt nur daran, sich und das eigene Haus zu bereichern. Der Balsam der Freiheit wird mittelst „nie pozwalam“ in Gift verwandelt. Unter den Senatoren finden sich Scheinpatrioten. Es giebt keinen, der Gutes thäte.

So schwingt denn Gott die eiserne Rute. Die Furie des Krieges zieht auf sein Geheiss durchs Land und es beginnen die schrecklichen Kämpfe von 1648—60. Es verfinstert sich die Sonne des guten Rufes, dessen sich Polen erfreute. Die Krone fällt von seinem Haupte.

Bald besinnen sich die Polen aber darauf, dass sie das Volk Gottes sind und dieser erweist ihnen wieder seine väterliche Gunst, welche sich in einer

so reichlichen Fülle von Gnaden äussert, wie nie zuvor: Gott giebt den Polen Sobieski zum Könige.

Wer könnte die Unmenge von Attributen her-zählen, die Kochowski dem Könige Johann beilegt! —

Kochowski kann nicht als der erste bezeichnet werden, der das polnische Volk für den auserwählten Stamm hält. Schon ein Jahrhundert früher erkannte Skarga in Polen das alte Jerusalem wieder. Jedoch giebt Skarga seine Ansichten nur im allgemeinen kund, während unser Dichter Beispiele aus der Geschichte anführt. Der nächste, der nach Kochowski vom theo-kratischen Standpunkte aus die politische Lage des Landes und seine Zustände beurteilt, ist Woronicz. Auch ihm erscheint Polen, als das „rechtgläubige Volk,“ das vor „tausend Jahren“ ein Bündniss mit dem Herrn geschlossen habe.

An diese Gedanken knüpfen sich die messiani-stischen Ideen des XIX. Jahrhunderts an, welche namentlich Mickiewicz, Krasiński, Brodziński und Goszezyński zum Ausdruck brachten. Mickiewicz scheint die Psalmodie überhaupt nicht gekannt zu haben. Trotzdem fällt die Ähnlichkeit der Aussprüche beider Dichter über das Verhältnis zwischen Gott und Polen auf; beide gehen von derselben Grund-lage aus: dem Hass der Könige und der Vergötte-rung der polnischen Freiheit.

Trotz ihres hohen Wertes hat die Psalmodie zur Zeit ihrer Veröffentlichung kein Aufsehen erregt. Wie denn überhaupt alle poetischen Werke Kocho-wskis bis auf unsere Tage fasst nur dem Namen nach bekannt waren. Die goldenē Epoche der pol-nischen Litteratur wurde so sehr verherrlicht, dass

im Vergleich hierzu alles Spätere nur als ihr schwacher Abglanz erscheinen konnte.

Der erste, der die Psalmodie der Vergessenheit entrissen hat, ist Siemieński. Sie wird von ihm als Sibylinisches Buch gepriesen, das hellsehend die Ereignisse seines Zeitalters betrachte und alle ihre Folgen, die in der Zukunft in Erfüllung gehen sollten, vorausgeschaut habe. „Das Schlechte des XVII. Jahrhunderts, sagt Siemieński, im nächsten noch mehr verschlimmert, sollte den Untergang der Republik herbeiführen — dem gegenüber hat alles, was erhaben und edel, wie Sieg und Aufopferung ist, in der Psalmodie, wie in seinem Schwanengesange seinen Abschied genommen.“ Prof. Nehring nennt die Dichtung das Glaubensbekenntnis Kochowskis und sein Testament. Prof. Tarnowski verherrlicht sie, indem er insbesondere die biblische Einfachheit ihres Stils hervorhebt. Die Sprache mancher Psalmen erinnere an Skarga. Namentlich preist er die Psalmen VII und XI: einen so majestätischen Ton verriete weder der wehmütige und poetische Anhelli, noch das bei seiner Einfachheit so tief sinnige „Sendeschreiben“ Brodzińskis, noch die kunstvollen „Bücher der polnischen Pilgerschaft“ von Mickiewicz.

Die Psalmodie ist das letzte und neben den Lyrica das schönste Erzeugnis des dichterischen Schaffens von Kochowski und ihre hohe Bedeutung liegt nicht allein in ihren poetischen Vorzügen, sondern auch darin, dass hier die erhabenen Lebensansichten des Dichters zum Ausdruck kommen.

Wenn man einen Blick auf das rastlose Leben Kochowskis und die Unmenge seiner Schriften wirft, so drängt sich unwillkürlich die Frage auf, wann er denn die Zeit zu allem gehabt hat? Schon die Zeitgenossen haben hierüber gestaunt. Das Wunderbarste ist, dass er auf allen Gebieten seiner vielseitigen Thätigkeit Hervorragendes geleistet hat.

Als Historiker hatte er Livius und Tacitus zu seinen Vorbildern. Seine Annalen sind in erster Linie eine Kriegsgeschichte der Jahre 1648–72. Den Rudawski'schen gegenübergestellt, zeichnen sie sich durch ihre Darstellungskunst aus, insbesondere durch die Lebhaftigkeit und Plastik ihres Stils. Auch das gereicht ihnen zum Lobe, dass sie unparteiisch sind. Wie Kochowski in den *Lyrice* und der *Psalmodie* den nationalen Gedanken mit dem religiösen eng verbindet, so geschieht dies auch in seinen Annalen. Nur rühmende Urteile besitzen wir über ihn als Historiker, so das charakteristische Dekret des Krakauer Adels vom Jahre 1697, so die Urteile von Gryphius, Schultz und Braun. In neuester Zeit hat Prof. Grauert sich anerkennend ausgesprochen.

Die Poesien Kochowskis sind alle von Feuer, Kraft und Begeisterung durchdrungen und hierdurch unterscheidet er sich von Kochanowski mit dem er so Vieles gemein hat, dass ihn einige Litterarhistoriker für dessen Nachahmer erklärt haben. Sowohl das Leben, wie die Schriften beider weisen Ähnlichkeiten auf. Beide sind Landleute. Nur vorübergehend widmen sie sich dem öffentlichen Leben (Kochanowski als Sekretär Sigismunds II., Kochowski als Sekretär Olszowskis). Beide finden nur in der Fa-

milie und in der ländlichen Stille ihr Glück. Das allgemeine Wohl liegt beiden am Herzen. Gott und Vaterland bilden ausschliesslich ihren Gedankenkreis. Es wiederholen sich selbst die Themata ihrer einzelnen Gedichte.

Der namhafteste Vorzug der Kochowskischen Gedichte ist die Mannigfaltigkeit ihres Inhalts und ihrer Form. Seine Epigramme gefallen wegen ihrer Leichtigkeit, ihrer Heiterkeit, ihrer Scherzhaftigkeit und des schalkhaften Humors, der überall zum Vorschein tritt. Auch sein episches Talent ist ein bedeutendes, obwohl er uns in dieser Hinsicht nur spärliche Proben in „Dzielo Boskie“ und in „Kamień Świadectwa“ hinterlassen hat. Seine sprachliche Gewandtheit und die leichte Handhabung der Ottaverrime übt eine bezaubernde Wirkung aus. Die Psalmodie schliesslich erweckt nicht nur wegen ihres ernstesten Tones und ihrer würdevollen Sprache, sondern auch dadurch tiefen Eindruck, dass der Dichter alle wichtigen Vorgänge im politischen Leben Polens von einem erhabenen Gesichtspunkte aus erklärt und beurteilt. Die besten von seinen poetischen Schriften sind die ausschliesslich lyrischen: die Oden und die Psalmodie. Wie denn überhaupt sein Talent ein vornehmlich lyrisches ist.

THESEN.

1. Vespasian Kochowski ist im Jahre 1633 geboren.
Es liegt kein Grund vor, ein anderes Geburtsdatum anzunehmen.
2. Der Feldzug Karls X. gegen Polen im Jahre 1655 ist kein wirklicher Eroberungszug.
3. Die Abdankung Johann Kasimirs steht im innigen Zusammenhange mit der von Luise Marie beförderten Bewerbung Condés um den polnischen Thron.



INSTYTUT
BADAŃ LITERACKICH PAN
BIBLIOTEKA
00-330 Warszawa, ul. Nowy Świat 72
Tel. 26-68-63

LEBENSLAUF.

Ich bin am 1. Mai 1874 als Sohn des Landwirts Bronislaw Leitgeber in Chojnica, im Kreise Posen-Ost geboren. Meine Mutter ist Wanda Leitgeber, geb. Grygowicz. Ich bin katholischer Konfession.

Den Anfangsunterricht genoss ich in der Vorschule des städtischen Realgymnasiums zu Posen, worauf ich das Königliche Marien-Gymnasium daselbst besuchte, um mich dann, im Jahre 1897, dem Studium der slavischen Sprachen und der Geschichte zu widmen. Mein erstes Semester verbrachte ich in Breslau und wurde sodann zu Michaeli desselben Jahres an der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin immatrikuliert, wo ich am 27. Juli 1903 vor der philosophischen Fakultät mein mündliches Examen bestand. Das Studium habe ich in der Zeit von Michaeli 1900 bis Ostern 1902 unterbrochen. Ich hörte in Breslau die Vorlesungen der Herrn Professoren: Bobertag, Ebbinghaus, Nehring, Schulte, Vogt; in Berlin die Vorlesungen der Herrn Professoren: Brandl, Breysig, Brückner, Delbrück, Dessoir, Dilthey, Frey, Geiger, Hirschfeld, Köhler, Paulsen, Reinhold (†), Scheffer-Boichorst (†), Schiemann, E. Schmidt, Tobler, Willamowitz-Moellendorff.

Meinen tiefstempfundenen Dank statte ich insbesondere ab den Herrn Professoren: Brückner, Delbrück, Nehring und Schulte.

ZDZISLAW LEITGEBER.

F
6261